
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

14. Jahrgang, 2003, Heft 1

Internetsucht – eine konstruktionistische Fallstudie <i>Susanne Walter; Michael Schetsche</i>	5
Makro- und mikrosoziologische Beiträge zur Schizophrenieforschung – Versuch einer kritischen Bilanz <i>Wichard Puls</i>	41
Selbst berichtete Delinquenz einheimischer und immigrierter Jugendlicher im Vergleich – Eine Sekundäranalyse von Schulbefragungen der Jahre 1995-2000 <i>Thomas Naplava</i>	67
Call for Papers	
• Sicherheit und soziale Kontrolle in Städten	97
Tagungsankündigungen	
• Globalisierung sozialer Probleme – Themen, Fragestellungen und Perspektiven	99
• Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft. Gegenwartsdiagnosen	101



Centaurus-Verlag
ISSN 0939-608X

Internetsucht – eine konstruktivistische Fallstudie

von Susanne Walter und Michael Schetsche

Zusammenfassung

Der Beitrag analysiert Internetsucht als ein aktuelles soziales Problem, das seit Mitte der neunziger Jahre – wie in vielen Industriestaaten – auch in Deutschland Karriere gemacht hat. Im Kontext des Kokonmodells sozialer Probleme werden der soziale Sachverhalt, die Problemgeschichte, das Problemmuster, die kollektiven Akteure und ihre Diskursstrategien, Alternativdeutungen und Gegendiskurse sowie die Rolle verschiedener Öffentlichkeiten empirisch untersucht. Die auf den ersten Blick recht typische Karriere einer Problemwahrnehmung weist bei näherer Betrachtung zwei Besonderheiten auf, die das Problem auch modelltheoretisch interessant machen: die aktive Rolle von Betroffenen und die herausragende Bedeutung der Netzwerkmedien bei der Verbreitung der Problemwahrnehmung. Eine Analyse dieser – miteinander zusammenhängenden – Eigentümlichkeiten zeigt, dass wir es bei der Internetsucht mit einer Problemwahrnehmung zu tun haben, die ihre erfolgreiche Karriere gerade den sozialen Praxen verdankt, die selbst Gegenstand ihrer kritischen Thematisierung sind.

Abstract

Internet-Addiction – A Case Study of the Construction of a Social Problem

The article analyzes internet addiction as a current social problem, which started its career in many industrial countries as well as in Germany at the mid-1990ies. Following the analytical steps suggested by the 'cocoon model' of social problems, the empirical examination focuses the following topics: social conditions and history of the problem, problem patterns, collective actors and their discourse strategies, alternative interpretations and counter discourses as well as the role of different publics. The career of problem perception - quite typical at a first glance - reveals two distinct features, both making interesting contributions to theorizing social problems: The active role of affected persons, and the outstanding role of internet media in the dissemination of the perception of the problem. The analysis of these interrelated and quite new aspects demonstrates that the perception of internet addiction as a problem owes its successful career predominantly to those social practices that themselves are part of the definition of the problem.

1. Einleitung

Die Etablierung der Netzwerkmedien¹ als fester Bestandteil der Alltagskommunikation eines steigenden Anteils der Bevölkerung hat zu vielfältigen öffentlichen Thematisierungen der ‚Neuen Medien‘ geführt. Zur Euphorie über die neuen Kommunikationsmöglichkeiten gesellen sich Warnungen vor verschiedenen Risiken der Mediennutzung: unterschiedlichste Formen der Internetkriminalität, die Gefährdung von Kindern und Jugendlichen, mögliche negative Folgen einer exzessiven Nutzung der Neuen Medien. Das letztgenannte Risiko wird unter Stichwörtern wie ‚Internetsucht‘ in Deutschland (wie in vielen anderen Industriestaaten) diskutiert. Solche öffentlichen Diskurse werden von der Soziologie seit mehreren Jahrzehnten als soziale Probleme beschrieben und analysiert. Die dazu verwendeten theoretischen und methodischen Folien orientieren sich heute in aller Regel an der in den siebziger Jahren entstandenen paradigmatischen Spaltung der Problemsoziologie.²

Die folgende empirische Untersuchung des Problemdiskurses ‚Internetsucht‘ *im deutschsprachigen Raum* bedient sich des Kokonmodells sozialer Probleme, wie es einer von uns (Schetsche 1996) vor einigen Jahren vorgelegt hat.³ Es handelt sich um ein tendenziell konstruktivistisches Modell, in dem jedoch die zentralen erkenntnistheoretischen und methodischen Schwierigkeiten (vgl. Albrecht 1990: 16; Groenemeyer 1997: 70-74; Hazelrigg 1986; Woolgar/Pawluch 1985) einer rein konstruktivistischen Betrachtung sozialer Probleme vermieden werden. Detaillierte Ausführungen zum Aufbau und den methodischen Implikationen dieses Modells finden sich in verschiedenen Arbeiten eines des Autoren (Schetsche 1996, 1998, 2000, 2001), dabei werden ausführlich auch die möglichen objektivistischen Einwände gegen ein solches Modell diskutiert (Schetsche 2000: 33-39). Die Vorstellung des theoretischen Modells selbst kann deshalb hier skizzenhaft bleiben.

Konstitutiv für das ‚Kokonmodell sozialer Probleme‘ ist die Unterscheidung zwischen *sozialen Sachverhalten*, ihrer *Deutung als Problem* und dem Prozess der gesellschaftlichen Anerkennung der *Problemwahrnehmung*. Die Entstehung sozialer Probleme kann dabei in sechs Stufen beschrieben werden:

1. Jede Problemkarriere beginnt mit der öffentlichen Thematisierung eines sozialen Sachverhalts durch kollektive Akteure. Diese Rolle haben üblicherweise wissenschaftliche Experten, Moralunternehmer oder soziale Bewegungen inne – entsprechend finden sich neue Themen meist zuerst in den spezifischen Medien einer Fach- oder Bewegungsöffentlichkeit. Die Akteure formulieren ein Problemmuster, das den sozialen Sachverhalt wegen des Verstoßes gegen die von der Gesellschaft postulierten Werte als problematisch erscheinen lässt.⁴

2. Erst durch dieses Problemmuster wird der Sachverhalt als problematisch *interpretiert*; im gesellschaftlichen Diskurs entsteht eine *Problemwahrnehmung*, die den Sachverhalt wie ein Kokon einzuhüllen beginnt. Je erfolgreicher das Problemmuster in der Öffentlichkeit dabei ist, desto *unsichtbarer* wird der Sachverhalt selbst. Von Bevölkerung, Massenmedien und staatlichen Instanzen wird schließlich nur noch der ideelle Kokon ‚soziales Problem‘ wahrgenommen.
3. Um ihre Deutung in der Öffentlichkeit durchzusetzen, bedienen sich Akteure regelmäßig spezifischer *Diskursstrategien* (wie Dramatisieren, Moralisieren und Mythenbildung). Sie schreiben *Emotionen* in die Problemwahrnehmung ein, die den Wirkungsgrad der kognitiven Mechanismen reduzieren, mit deren Hilfe neue Deutungen im Alltag auf Rationalität und Angemessenheit überprüft werden. Die Emotionalisierung lässt die Subjekte die Problemwahrnehmung schneller und nachhaltiger akzeptieren, gleichzeitig steigert sie das Interesse der Massenmedien am Problem.
4. Wenn der massenmediale Transfer der Deutung gelingt, nimmt die nun informierte *Bevölkerung* das Problem auch im Alltag wahr und agiert entsprechend der in das Problemmuster integrierten Handlungsanleitungen. Diese ‚Folgsamkeit‘ resultiert dabei nicht aus explizit normativen Anforderungen der Problemwahrnehmung, sondern daraus, dass die Subjekte *Alltagssituationen entsprechend der Vorgaben des Problemmusters definieren*. Je stärker die Emotionalisierung der Deutung, desto größer ist dabei die Wahrscheinlichkeit, dass sie Wahrnehmungs- und Handlungspriorität erhält. Durch ihr deutungsgemäßes Handeln reproduzieren die Subjekte die Problemwahrnehmung im Alltag.
5. Eine kontinuierliche Berichterstattung der Medien signalisiert gleichzeitig den für soziale Probleme zuständigen politischen Instanzen, dass hier Handlungsbedarf besteht. Nach politischer Opportunität wird entschieden, wie mit dem Problem umzugehen ist. Durch die staatliche Akzeptanz wird die Problemwahrnehmung in doppelter Weise reproduziert: ideell durch die systematische Weiterverbreitung des Problemmusters (z.B. in sog. Aufklärungskampagnen), faktisch durch finanzielle und rechtliche Maßnahmen, mit denen die behaupteten Ursachen bekämpft werden sollen.
6. Durch die individuelle wie soziale Reproduktion der Problemwahrnehmung *be währt sich das Problem immer wieder aufs Neue als soziale Realität*.

Im Gegensatz zu den Karrieremodellen rein konstruktivistischer Provenienz sind in diesem Modell auch die Sachverhalte, von deren Untersuchung objektivistische Konzepte ausgehen, in die Analyse einbezogen. Diese Integration ist erkenntnistheoretisch unproblematisch, weil die ‚objektiven Bedingungen‘ ausschließlich in Form spezifischer Wissensbestände untersucht werden, den ‚konsensualen Sach-

verhalten'. Im Gegensatz zu den „putative conditions“ von Kitsuse und Spector (1973) sind diese dadurch bestimmt, dass sie als real auch von Akteuren angesehen werden, welche die untersuchte Deutung als Problem nicht teilen. Anders als die „social actuality“ Mertons (1961) verstoßen sie jedoch nicht ‚von sich aus‘ gegen die von der Gesellschaft postulierten Werte – diese Diskrepanz wird von kollektiven Akteuren erst diskursiv hergestellt (bzw. herzustellen versucht). Der entscheidende Unterschied zwischen Problemdeutung und gesellschaftlichen Gegendiskursen besteht hier nicht darin, dass in letzterem die Existenz des betreffenden Sachverhalts in Zweifel gezogen, sondern dass dessen Problemhaftigkeit bestritten wird. Akteure von Problemdeutung und Gegendiskurs können sich prinzipiell durchaus auf die Beschreibung eines Sachverhaltes einigen. Inwieweit sich solche Übereinstimmungen tatsächlich finden, ist im Einzelfall jedoch empirisch zu untersuchen.

Eine vollständige Problemanalyse nach diesem Kokonmodell rekonstruiert acht Dimensionen sozialer Probleme: Problemgeschichte, kollektive Akteure, Problemmuster, Alternativdeutungen, Diskursstrategien, Öffentlichkeit, Reaktionen des Wohlfahrtsstaates sowie soziale Sachverhalte. Bei der empirischen Umsetzung einer solchen theoretischen Folie sind jedoch die Eigentümlichkeiten des ausgewählten Problems zu beachten. Im hier untersuchten Fall gibt es über wohlfahrtsstaatliche Aktivitäten kaum etwas zu berichten, weil das Problem die Stufe staatlicher Anerkennung noch nicht erklommen hat (und nach unserer Einschätzung auch nicht erreichen wird).⁵ Damit bleiben noch sieben Aspekte, denen in der empirischen Analyse nachzugehen ist. Wegen der Spezifität des Untersuchungsgegenstandes wollen wir in der Darstellung der empirischen Befunde – trotz unseres eher konstruktionistischen Zugangs – mit dem beginnen, was in der Problemtheorie ‚sozialer Sachverhalt‘ oder auch ‚objektive Bedingungen‘ genannt wird.

2. Der konsensuale Sachverhalt

Das Kokonmodell erhebt ‚objektive Bedingungen‘ sozialer Probleme in Form konsensualer Sachverhalte (Schetsche 1996: 159-160; vgl. auch Schetsche 2000: 165-167). Dies sind Feststellungen über das thematisierte Phänomen, die sich in Problemmustern ebenso finden wie in Deutungen, die das jeweils thematisierte Phänomen nicht als soziales Problem definieren. Im Gegensatz zu den ‚vermeintlichen Bedingungen‘, von denen die konstruktionistische Theorie (explizit: Kitsuse und Spector 1973) spricht, sind die konsensualen Sachverhalte dadurch bestimmt, dass sie als real auch von Akteuren angesehen werden, welche die Deutung als Problem nicht teilen. Der entscheidende Unterschied zwischen Problemdeutung und gesellschaftlichen Gegendiskursen besteht hier nicht darin, dass in letzterem die Existenz

der betreffenden Bedingungen in Zweifel gezogen würde, sondern im Dissens über deren Problemhaftigkeit.⁶

In diesem Sinne sind soziale Sachverhalte durch einen Vergleich der gesellschaftlich prozessierten Wissensbestände zu identifizieren. Die Ausgangsvermutung einer solchen Komparatistik lautet: Wie sehr sich die Auffassungen über eine Problemwahrnehmung in einer Gesellschaft auch unterscheiden mögen, immer findet sich ein Mindestmaß an Übereinstimmungen zwischen den Vertretern unterschiedlicher Problemdeutungen, aber auch zwischen diesen und den Akteuren, welche die Problemhaftigkeit bestreiten. Die – empirisch zu beantwortende – Frage ist dabei nur, wie groß der Konsens tatsächlich ist. Nach unseren Untersuchungen besteht hinsichtlich der Entwicklung des Internet und der Basisparameter seiner Nutzung weitgehende Übereinstimmung zwischen den Sachverhaltsannahmen des Problemusters und denen des Gegendiskurses.⁷

Das Internet ist danach ein Zusammenschluss vieler Computer zu einem weltweiten Netzwerk, das einen synchronen und asynchronen Austausch von Informationen in unterschiedlichster Form über beliebige Entfernungen hinweg gestattet. Die Zahl der angeschlossenen Rechner ist in den letzten zwanzig Jahren exponentiell gewachsen. Seit 1989 war die Nutzung des Netzes auch von Deutschland aus möglich, zunächst nur von Universitätsservern aus, seit 1995 auch über private Anbieter wie AOL oder CompuServe (vgl. Simon 2000: 84). Mit der Zunahme der Zahl der angeschlossenen Rechner ist auch die Anzahl der Nutzer und Nutzerinnen kontinuierlich angestiegen. Nach einer Statistik sollen im August 2001 in Deutschland etwa 27 Millionen Menschen regelmäßig oder wenigstens gelegentlich die Netzwerkmedien genutzt haben (Forsa 2001). Dabei ist der Anteil der Nutzerinnen in den vergangenen Jahren kontinuierlich angestiegen und der Bildungsstand hat seine Relevanz für die Nutzung weitgehend verloren – lediglich die Altersschere im Zugang zum Netz hat sich weiter geöffnet (ComCult Research 1999, 1999a).

Die Gründe für das ‚exponentielle Wachstum‘ des Internet werden in den außerordentlich vielfältigen Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten vermutet, welche diese neuen Medien zur Verfügung stellen: Mit dem Internet ist ein weltweiter Informationsraum entstanden, in dem diverse Dienste⁸ den freien Austausch digitalisierter Ton-, Bild- und Textdokumente sowie die synchrone Kommunikation und verschiedene Formen virtueller Interaktion ermöglichen. Kommunikation und Interaktion sprechen dabei die unterschiedlichsten Lebensbereiche an und dienen vielfältigen Zwecken.

Im Kontext der Internetsucht werden insbesondere die Möglichkeiten von sechs Diensten diskutiert: E-Mail, Mailinglisten, Newsgroups, Internet Relay Chat (IRC), Multi User Domains (MUD) und das World Wide Web (WWW). Letzteres wird

dabei als Zentrum des Internet angesehen, weil die Mehrzahl der anderen Dienste in dieses Medium integriert werden kann. Dieses Zusammenwachsen der einzelnen Netzwerkmedien macht einen wesentlichen Kernpunkt der hohen Attraktivität aus, die der Internetnutzung vom Problem- wie vom Gegendiskurs bescheinigt wird.

Übereinstimmend wird schließlich angenommen, dass sowohl die Zahl der Nutzer und Nutzerinnen wie auch die durchschnittliche tägliche Nutzungsdauer in den nächsten Jahren – in Deutschland wie weltweit – weiter ansteigen werden. Die Folgerungen, die daraus hinsichtlich der Bewertung der Internetnutzung bezogen werden, sind dabei jedoch recht unterschiedlich. Diese Konsequenzen gehören deshalb ebenso wenig zum konsensualen Sachverhalt wie die Antwort auf die Frage, wie viele Menschen denn ‚tatsächlich‘ von der Internetsucht betroffen seien. Wie die folgenden Abschnitte zeigen werden, weichen hier nicht nur die in den Massenmedien genannten Zahlen, sondern auch die Befunde einzelner wissenschaftlicher Untersuchungen stark von einander ab (letztere liegen für den deutschsprachigen Raum zwischen 1 und 12,7 Prozent). Dieser Befund bestärkt uns in unserer (Kitsuse und Spector – 1973 – folgenden) Einschätzung, dass die Frage nach dem ‚tatsächlichen‘ Umfang eines behaupteten Sachverhalts nicht unabhängig vom Problemdiskurs selbst beantwortet werden kann. Die Bedeutung der bezüglich der ‚tatsächlichen Verbreitung‘ einer Problemlage genannten Zahlenwerte für die Analyse der Problemkarriere relativiert sich deshalb deutlich.

3. Die Geschichte der Problemwahrnehmung⁹

Die Entstehung der Problemwahrnehmung¹⁰ wirkt auf den ersten Blick ein wenig kurios, ist aber für soziale Probleme am Ende des 20. Jahrhunderts durchaus nicht ungewöhnlich. Wie bei vielen der die deutsche Öffentlichkeit bewegenden Probleme beginnt auch die Karriere der Internetsucht in den USA. Dort wird das Problem erstmals im Jahre 1994 unter dem Stichwort “Internet Addiction Disorder” in den Netzwerkmedien selbst thematisiert.

Entdecker, richtiger hier wohl: Erfinder der Internetsucht ist der amerikanische Psychiater Ivan Goldberg. Er verfasst Ende des Jahres 1994 für eine Mailinglist einen scherzhaft gemeinten Beitrag über eine neue, von ihm „Internet Addiction Disorder (IAD)“ genannte Krankheit: Auf immer mehr Menschen übe das Internet eine so starke Anziehungskraft aus, dass sie sich gänzlich aus der ‚realen‘ Welt zurückzögen. Trotz negativer Auswirkungen auf andere Lebensbereiche, insbesondere der Familie, des Freundeskreises und der Arbeit, seien diese Menschen nicht mehr in der Lage, ihre Internet-Nutzung einzuschränken. Sie seien abhängig vom Internet und bräuchten professionelle Hilfe. Die von Goldberg gelieferte Symptom-

beschreibung der IAD orientiert sich dabei an den diagnostischen Merkmalen der Spielsucht¹¹, wie sie im DSM-IV¹² festgelegt sind. Statt der von ihm erwarteten ironischen Kommentare erhält Goldberg eine große Anzahl von Postings von Menschen, die sich in der Symptombeschreibung wiederzuerkennen meinen und sich selbst für Opfer dieser ‚Krankheit‘ halten. Nachdem die New York Times im Februar 1995 als erste Zeitung über Goldberg und seine ‚Entdeckung‘ berichtet, verbreitet sich die Problemwahrnehmung auch außerhalb des Internet (Q 2, Abs. 2; Q 4, Abs. 1; Q 5, S. 106; Q 6, Abs. 1; Q 7, Abs. 3; Q 11, S. 2; Q 18, S. 3; Q 23, Abs. 1 ff).¹³

In den folgenden Jahren melden sich – neben mehr und mehr Betroffenen – auch Experten zu Wort, die die Existenz dieser neuen Störung empirisch beweisen wollen. Eine der Ersten, deren Arbeiten auch international massenmediale Aufmerksamkeit erlangt, ist die amerikanische Psychologin Kimberly Young. Sie wird mitunter – neben Goldberg – als „Entdeckerin der Internetsucht“ bezeichnet (Q 31, S. 300). Nach eigenen Angaben beginnt sie bereits im November 1994 – also in etwa zeitgleich mit dem ersten Posting von Goldberg – Teilnehmer von Newsgroups und Chatrooms nach ihren Internetgewohnheiten zu befragen. Im Gegensatz zu Goldberg meint sie es allerdings ernst als sie beginnt, Diagnosekriterien des „pathologischen Spielens“ auf die Internetnutzung zu übertragen. Sie formuliert Kriterien für einen suchartigen Gebrauch, nach denen sie in ihrer ersten Untersuchung gleich 396 von insgesamt 496 Umfrageteilnehmern (also fast achtzig Prozent ihrer Stichprobe) als internetsüchtig einstufen kann (Q 24, Abs.1). Über diesen Befund wird von den Printmedien bereits berichtet, ehe Young ihre Ergebnisse im August 1996 auf dem „104th Annual Meeting of the American Psychological Association“ in Toronto einem Fachpublikum vorstellt¹⁴. Es erscheinen u.a. Artikel in der New York Times, The Wall Street Journal und The London Times (Q 25, S. 5).

Im deutschsprachigen Raum¹⁵ taucht die Problemwahrnehmung erstmals 1996 auf, und zwar zeitgleich in der Fachöffentlichkeit und in den Massen- bzw. Netzwerkmedien. In der Fachöffentlichkeit ist es Jakob Müller (ein Dozent für Sozialarbeit), der als Erster auf das neue Problem hinweist. In seinem – im ersten Halbjahr 1996 in der Fachzeitschrift „Abhängigkeiten“ (!) erscheinenden – Aufsatz „Männerspezifische Suchtaspekte“ (Q 15) übersetzt er Goldbergs Symptombeschreibung und konturiert mit ihrer Hilfe eine neue „Männer-Sucht“¹⁶, die bald auch Deutschland erreichen könnte.

Noch im selben Jahr beginnen auch im deutschsprachigen Raum Experten, das Phänomen empirisch zu erforschen. Sie bedienen sich dabei fast ausnahmslos des Mediums, dessen Nutzung auch Gegenstand der Thematisierung ist: des Internet. Die erste Online-Umfrage führt der Psychologe und Informatiker Matthias Rauter-

berg durch. Er kommt aufgrund seiner Befunde – elf Prozent der von ihm befragten 454 Personen schätzen sich nach vorgegebenen Kriterien selbst als internetsüchtig ein (s. Q 17, S. 17) – zu dem Schluss, dass das Internet tatsächlich süchtig machen kann. Das Suchtpotential wird dabei von Rauterberg ähnlich hoch eingeschätzt wie das des Alkohols. Besonders problematisch erscheint ihm die schleichende soziale Isolation, in die Internetsüchtige sich nach und nach selbst manövrieren: *„Die Internetsüchtigen ziehen sich in ihr Schneckenhaus vor den PC-Bildschirm zurück und versuchen von dort – aus ‚sicherer‘ Distanz – mit ihren Mitmenschen (wieder) in Kontakt zu treten“* (Q 17, S. 17).

Kurze Zeit später befragt der Psychologe Batinic 274 Internetnutzer zu ihrem Nutzungsverhalten (Q 2). In einem späteren Interview (Q 32, Abs. 8) identifiziert Batinic unter seinen Probanden zehn Prozent „Extrem-User“, die mehr als 40 Stunden wöchentlich im Netz verbringen. Nur jeder Zehnte von ihnen – also insgesamt nur ein Prozent der Befragten – weist jedoch alle Aspekte auf, die es nach Auffassung von Batinic gestatten, von „süchtigem Verhalten“ zu sprechen. Entsprechend schätzt Batinic das Suchtpotential des Internet weit geringer ein als sein Kollege Rauterberg.

In ihrem Artikel „Macht das Internet süchtig?“ (Q 7)G¹⁷ fassen die Psychologen Joachim Funke und Thomas Krüger 1997 den bisherigen Kenntnisstand zum Thema zusammen. Nach ihrem Fazit gibt es nur schwache Hinweise darauf, dass Internetsucht zu einem Massenphänomen werden könnte. Es gäbe lediglich ein paar Einzelfälle – die allerdings ernst genommen und psychologisch behandelt werden müssten (Q 7, Abs. 6). Entsprechend äußern sich – ebenfalls ohne über eigene empirische Daten zu verfügen – Nicola Döring (Q4, Abs. 4) sowie Christiane Eichenberg und Ralf Ott (Q 5). Nach Auffassung der letztgenannten sind es eher Neueinsteiger, die „Symptome einer Onlinesucht zeigen“ (Q 5, S. 108). Alle diese Autorinnen und Autoren können als Vertreter einer Alternativdeutung bzw. eines Gegendiskurses zur Problemwahrnehmung angesehen werden.

Der Wiener Psychiater H. D. Zimmerl vertritt – auf Basis einer eigenen empirischen Studie – die Auffassung, dass zumindest von Chat-Räumen ein hohes Suchtpotential ausgeht (Q 26). Zimmerl ist auch der Erste im deutschsprachigen Raum, der bestimmte Risikogruppen ausmacht und zwischen verschiedenen Stadien der Internetsucht¹⁸ unterscheidet. Er empfiehlt allen praktisch arbeitenden Psychiatern, die von ihm entwickelten „diagnostischen Kriterien“ bei der Symptomerhebung von Patienten im Auge zu behalten, weil Internetsüchtige in Zukunft regelmäßig in der therapeutischen Praxis in Erscheinung treten würden (Q 26, Kap. 5).

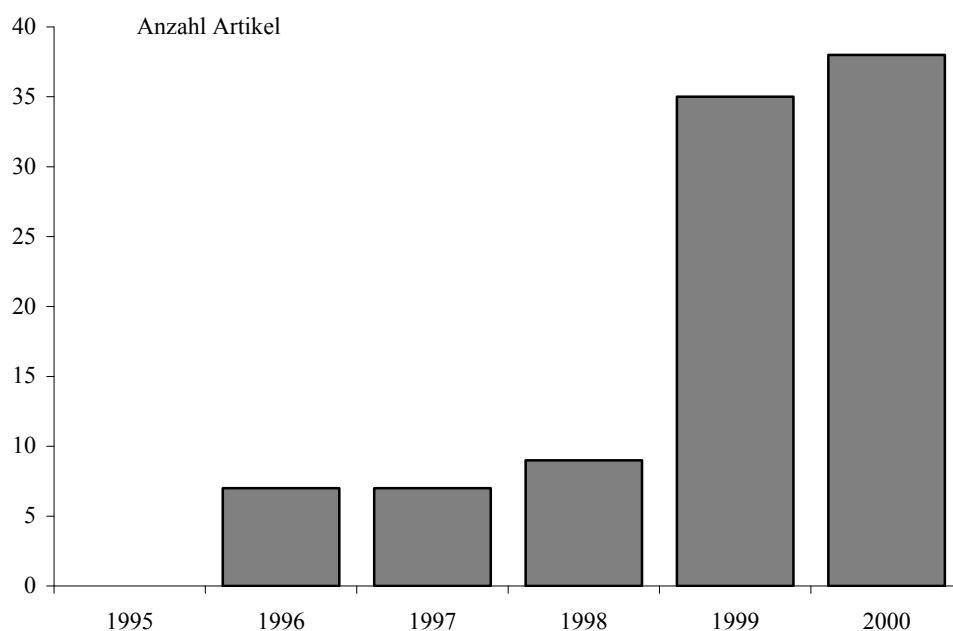
1998 entsteht an der Psychiatrischen Universitätsklinik in München die erste „Ambulanz für Internet-Abhängige“ im deutschsprachigen Raum. Der Gründer die-

ser Einrichtung, der Psychiater Seemann, führt von November 1999 bis März 2000 auch eine Online-Befragung (Q 19) zum Problem durch. Seemann und sein Kollege Hegerl diagnostizieren bei 4,6 Prozent ihrer 998 Umfrage-Teilnehmer suchtartiges Nutzungsverhalten¹⁹. Die Autoren scheuen sich allerdings, Internetsucht als eigenständige Krankheit zu betrachten und fordern weitere „ausführliche diagnostische Abklärung der Patienten“ (Q 19, Kap. „Diskussion“).

Bereits ein halbes Jahr zuvor – von Juli 1999 bis September 1999 – haben die Berliner Psychologen André Hahn und Matthias Jerusalem mit ca. 9.000 Umfrageteilnehmern die bisher größte Online-Erhebung zu diesem Thema im deutschsprachigen Raum durchgeführt. Unter Verwendung von Kriterien, die denen der anderen Untersuchungen sehr ähnlich sind, ordnen Hahn und Jerusalem 3,2 Prozent ihrer Teilnehmer als ‚betroffen‘ ein (Q 11, S. 8). Die beiden Autoren verstehen Internetsucht dabei als „moderne Verhaltensstörung und eskalierte Normalverhaltensweise im Sinne eines exzessiven und auf ein Medium ausgerichteten Extremverhaltens“ (Q 11, S. 4). Es handele sich keineswegs um ein Phänomen, das nur oder vor allem Neueinsteiger beträfe, vielmehr seien langjährige Internetnutzer im gleichen Ausmaß betroffen.

Die Studien von Hahn/Jerusalem und Seemann/Hegerl finden als erste empirische Untersuchungen in Deutschland auch ein größeres massenmediales Echo. Vor diesem Zeitpunkt bleibt – obwohl einzelne Medien das Thema bereits Mitte 1996 aufgegriffen hatten – das massenmediale Interesse eher zurückhaltend. Wie die Abbildung 1 zeigt, ist eine regelmäßige Berichterstattung erst von 1999 an zu beobachten.

Im Frühjahr 2001 – als die Recherche für diesen Beitrag endete – hat die Problemwahrnehmung in Deutschland bereits erste institutionalisierte Handlungspraxen hervorgebracht. Kurz nach der bereits erwähnten Einrichtung einer Ambulanz für Internetsüchtige in München wird 1998 auch die erste deutsche Selbsthilfegruppe für Internetsüchtige gegründet. Der Dachverband der HSO²⁰ (Hilfe zur Selbsthilfe für Onlinesüchtige e.V.) wurde zwischenzeitlich von der AOK finanziell unterstützt (Q 43, Abs. 5). Inzwischen bieten mehrere deutsche Kliniken via Internet Therapien für Internetsüchtige an (Q 29, Q 37) und verschiedene gemeinnützige Organisationen kümmern sich um die Präventionsarbeit (Q 50).

Abbildung 1: *Quantitative Diskursintensität in den Massenmedien*²¹

Die Präventionsmaßnahmen in Schulen, die AOK-fianzierten Aktivitäten des Dachverbandes der Selbsthilfegruppen sowie die Arbeit von gemeinnützigen Vereinen können im weitesten Sinne als staatliche (weil staatlich geförderte) Bekämpfungsmaßnahmen verstanden werden. Diese Aktivitäten sind jedoch zu partiell geblieben, um generell von einer Akzeptanz der Problemwahrnehmung durch wohlfahrtsstaatliche Instanzen sprechen zu können. Insbesondere lässt eine Thematisierung auf administrativer und parlamentarischer Ebene noch auf sich warten, die Voraussetzung für eine – grundsätzliche – Anerkennung staatlicher Zuständigkeit für das Problem sowie die Einleitung umfassender (finanzieller, rechtlicher und informationeller) Bekämpfungsmaßnahmen wäre (vgl. Schetsche 1996: 135-144).

4. Das Problemmuster

Das Kokonmodell sozialer Probleme und die relativistische Problemtheorie beschreiben die Karriere eines sozialen Problems als primär symbolischen Prozess der gesellschaftlichen Durchsetzung von Problemwahrnehmungen. Ideell basiert dieser Prozess auf einer spezifischen Form kollektiven Wissens, den Problemmus-

tern²². Ihre Rekonstruktion ist nach diesem Verständnis zentrale Aufgabe der soziologischen Analyse sozialer Probleme (vgl. Schetsche 2000: 62).

Im Fall der Internetsucht zeigt eine Analyse zahlreicher Quellen (s. Quellenverzeichnis), dass in Fachöffentlichkeit, Massen- sowie Netzwerkmedien ein recht einheitliches Problemmuster prozessiert wird. Exemplarisch für die Massenmedien kann der Inhalt des Artikels aus der bremischen Tageszeitung „Weser-Kurier“ vom September 2000 angesehen werden (Abbildung 2).

Der Beitrag enthält – bis auf eine Ausnahme²³ – alle der theoretisch postulierten (Schetsche 1996: 68-78) Merkmale von Problemmustern: Name, Identifizierungsschema, Problembeschreibung, Bewertung, Handlungsanleitung und affektive Bestandteile.

So illustrativ die Präsentation eines dem theoretischen Ideal möglichst nahe kommenden Dokuments auch sein mag, die empirische Rekonstruktion eines Problemmusters hat sich doch immer auf eine Vielzahl von Quellen zu stützen. Wir werden deshalb im Folgenden eine Zusammenschau der Inhalte aller untersuchten 84 Primärquellen unterschiedlichster Herkunft vornehmen.

Beginnen wir mit dem Namen, der dem Problem gegeben wird. In den von uns identifizierten Quellen dominiert die Bezeichnung „Internetsucht“ (die wir aus diesem Grund auch für unsere Benennung der Problemwahrnehmung verwendet haben). Allerdings wird das Problem – wie bereits der oben abgebildete Zeitungsartikel zeigt – auch unter anderen Namen prozessiert. Am häufigsten sind die Bezeichnungen „Internet-Abhängigkeit“, „Chatsucht“, „Onlinesucht“, „Surfsucht“ und „Internet Abhängigkeitssyndrom (IAS)“²⁴ zu finden.

Auch wenn die Begriffe „Sucht“ und „Abhängigkeit“ nicht gleich bedeutend sind (vgl. Scheerer 1995: 25-27), werden sie doch zumindest lebensweltlich als Synonyme verwendet. So gilt für alle Bezeichnungen mit dem Wortteil „Abhängigkeit“ das Gleiche, was sich für mit dem Suffix „Sucht“ gebildete Komposita konstatieren lässt: Sie stellen das Problem in den Kontext der gesellschaftlichen Leitdichotomie ‚Gesundheit-Krankheit‘. Damit wird nicht nur eine begrenzte Verantwortung der Betroffenen für ihr Verhalten suggeriert, sondern in der Frage der individuellen Bekämpfung auch ganz unmittelbar auf eine psychologisch-medizinische Behandlungsbedürftigkeit fokussiert (was auch die Zuständigkeit bestimmter Berufsgruppen für die Bekämpfung einschließt).

Abbildung 2: Artikel zur Internetsucht im *Weser-Kurier* vom 12.09.2000

Auch das Internet kann süchtig machen

Zahl der Abhängigen steigt / Münchner Ambulanz hilft

München (ap). „Meine Ehe ist hin. Das weiß ich, aber es berührt mich nicht, so lange ich in den Chat kann. Ich lebe nur noch in dem Chat. Außerhalb bin ich wie tot.“ Diese Schilderung stammt von einer Patientin der Münchner Ambulanz für Internet-Abhängige. Die Frau gehört zur wachsenden Zahl von Menschen, die der virtuellen Welt verfallen sind.

Wie Alkohol- und Drogenabhängige ziehen sich Internet-Süchtige zurück, verlieren Kontakte und leiden bei Entzug. Hilfe bietet die Ambulanz der Psychiatrischen Universitätsklinik in München. Sie ist nach eigenen Angaben die einzige ihrer Art in Europa.

„Die chatsüchtige Frau hat sich wie eine Schnecke in ihr Schneckenhaus zurückgezogen“, sagte der Psychiater Oliver Seemann, der die Ambulanz zusammen mit Professor Ulrich Hegerl leitet. Die Patientin habe unter einer regelrechten Psychose gelitten. Doch sei Internet-Abhängigkeit meist keine eigenständige Krankheit, sondern Symptom einer anderen psychischen Störung. Bei einer jüngeren Studie litten ein Drittel der Betroffenen unter Depressionen und mehr als 50 Prozent an einer Persönlichkeitsstörung.

Exakte Erkenntnisse über die Zahl der Abhängigen gibt es Hegerl zufolge nicht. Schätzungen gehen von 300 000 Betroffenen in Deutschland und 800 000 in den USA aus. „Wir halten diese Zahlen für eher überschätzt“, sagt Hegerl. Doch erwarte er, dass die Zahl der Patienten in den kommenden Jahren zunehmen werde – parallel zur steigenden Zahl der Internetnutzer.

Die Ambulanz führte von November bis März eine Online-Umfrage unter 2341 Nutzern durch. 4,6 Prozent erfüllten die Krite-

rien der Internet-Abhängigkeit. Sie fühlten ein starkes Verlangen zum Internet-Gebrauch, vergaßen vor dem Bildschirm die Zeit und wurden nervös bei Entzug. Außerdem isolierten sie sich und hatten Probleme in der Partnerschaft und bei der Arbeit. Der Altersdurchschnitt der Abhängigen lag bei 28 Jahren. Die Mehrzahl waren Männer, doch sei dies kein besonderes Merkmal, da 70 Prozent der Internetnutzer männlich seien, erklärt Seemann.

Besonders gefährdet sind „Menschen mit einer großen Selbstunsicherheit“, wie Seemann erklärte. Sie hätten Probleme mit anderen, bräuchten ein soziales Netz und hätten oft ein „wenig erfülltes Sex- und Liebesleben“. Einer seiner Patienten habe zum Beispiel noch nie eine Freundin gehabt. Reizvoll am Internet sei für sie die Möglichkeit, anonym und risikolos Kontakte knüpfen zu können. Außerdem interessierten sie sich für Cybersex.

Aber auch die Weiten des Netzes sind für viele reizvoll. Wie Hegerl erklärte, übt die „transzendente Erfahrung“ der grenzenlosen Möglichkeiten einen Sog aus. Viele empfänden es als erhebend, mit der ganzen Welt kommunizieren zu können. Zudem reagiere das Internet auf jeden Tastendruck des Nutzers. „Er erlebt ein sofortiges Feedback“, sagte der Psychiater. Aus diesen Gründen sei das Internet gefährlicher als andere Medien. Die Behandlung von Internet-Abhängigen richtet sich nach der Art ihrer psychischen Störung, wie Hegerl betonte. Als erste Hilfe bei einem gestörten Verhältnis zum Computer empfiehlt er, das Gerät aus dem „privaten Eck“ in den „öffentlichen Bereich“, zum Beispiel ins Wohnzimmer, zu stellen.

Zur Identifizierung der Betroffenen haben Selbsthilfegruppen und Experten Symptomlisten entwickelt, die schnell Eingang in die Massenmedien gefunden haben. Die in den untersuchten Quellen verwendeten Aufzählungen sind durch ein hohes Maß an Übereinstimmung gekennzeichnet. Wir ersparen uns eine vollständige Auf-

listung und beschränken uns auf die dreizehn Symptome, die in den Quellen mit Abstand am häufigsten genannt werden:

- häufiges und ‚unstillbares‘ Verlangen, sich ins Internet einzuwählen;
- die Tendenz, immer mehr Zeit im Internet zu verbringen;
- die Vernachlässigung sozialer Aktivitäten und/oder des Schlafes zugunsten des Internet-Gebrauchs;
- der Verlust des Zeitgefühls während der Internetnutzung;
- Schuldgefühle wegen der zeitlichen und finanziellen Aufwendungen;
- mehrfach fehlgeschlagene Versuche die Nutzung einzuschränken;
- negative Auswirkungen auf das soziale Umfeld (in der Partnerschaft, im Freundeskreis und bei der Arbeitsstelle);
- das Nachlassen der Arbeitsfähigkeit;
- Nervosität und Unruhe bei fehlendem Internetzugang;
- das Verheimlichen oder Bagatellisieren der häufigen Internet-Nutzung;
- ein rauschähnliches Gefühl beim Surfen;
- ein ständig besetztes Telefon;
- eine äußerlich sichtbar werdende Verwahrlosung.

Als größte Schwierigkeit bei der Identifizierung von Internetsüchtigen wird angesehen, dass es – im Gegensatz zu anderen Suchtproblemen, wie z.B. dem Drogenkonsum – keine dominierenden Merkmale gibt. Es scheint auch unmöglich, notwendige und hinreichende Bedingungen des Opferstatus zu unterscheiden. Die Listeneinträge haben selbst bei Fachaufsätzen eher den Stellenwert laendiagnostischer Warnsignale, wobei die Wahrscheinlichkeit des Betroffenenstatus steigt (bzw. eine ‚Gefährdung‘ umso eher anzunehmen ist), je mehr der genannten Aussagen auf ein Individuum zutreffen. Einige der am häufigsten genannten Symptome (wie Schuldgefühle oder der rauschartige Zustand) sind überhaupt nur vom Betroffenen selbst wahrzunehmen. Andere können von Dritten nur ausnahmsweise oder aufgrund längerfristiger Beobachtung des potentiellen Problemopfers ‚diagnostiziert‘ werden. Entsprechend schwer ist es für Außenstehende, Internetsüchtige im Alltag zu identifizieren. Die Deklaration als Problemopfer findet deshalb typischerweise durch die Betroffenen selbst oder durch nahe stehende Personen (insbesondere Familienangehörige) statt.

Nach der dominierenden Problembeschreibung handelt es sich bei Internetsucht um eine psychische Erkrankung, die sich durch einen „exzessiven“ Internet-Gebrauch äußert, der mit mehreren der genannten Merkmale verbunden ist. Der Stellenwert der einzelnen ‚Symptome‘ bleibt dabei jedoch regelmäßig ungeklärt.²⁵ Weitgehende Einigkeit besteht hingegen darin, dass die Sucht erhebliche körperliche, psychische und auch soziale Auswirkungen hat, die – sowohl von Seiten des

betroffenen Individuums als auch aus Sicht der Gesellschaft – durchgängig als negativ zu beurteilen sind. Am Ende einer längeren Suchtkarriere drohen, quasi als Maximalschaden, die Trennung vom Partner bzw. der Familie, der Verlust des Arbeitsplatzes oder der ökonomische Ruin durch hohe Telefonkosten.

Ein wichtiges Merkmal der Problembeschreibung ist, dass die Internetsucht nicht auf eine bestimmte Altersgruppe²⁶ oder ein Geschlecht²⁷ beschränkt ist. In den zahlreichen Fallbeispielen der untersuchten Dokumente werden Personen mit ganz unterschiedlichen sozialstrukturellen Merkmalen als ‚typische Internetsüchtige‘ präsentiert. Bereits die Zusammenstellung der Fälle in den einzelnen Veröffentlichungen soll dabei deutlich machen, dass die Gruppe der potentiellen Problemopfer außerordentlich groß ist. Letztlich kann es jeden Nutzer, jede Nutzerin der Neuen Medien treffen.

Dabei legt die Mehrzahl der Autor und Autorinnen jedoch Wert auf die Feststellung, dass die Internetnutzung nicht generell gefährlich sei. Zu einer Bedrohung würde sie erst im Zusammenspiel mit bestimmten ‚Risikofaktoren‘. Genannt werden hier – wie im oben abgedruckten Artikel – in erster Linie ‚Depressionen‘, ‚Persönlichkeitsstörungen‘ oder unspezifizierte ‚psychische Erkrankungen‘. Eine zweite wichtige Gruppe von Risikofaktoren sollen bereits vorhandene suchtförmige Verhaltensmuster (insbesondere Alkohol- und Tablettensucht) darstellen. Des Weiteren findet sich eine große Anzahl von Faktoren, die nur in einzelnen oder einigen wenigen Dokumenten genannt werden.

Die dominierende ätiologische Erklärung der Internetsucht verbindet diese Risikofaktoren mit einer ‚besonderen Anziehungskraft‘, welche insbesondere von den interaktiven Diensten, namentlich Chats und MUDs, ausgehen soll. Besonders hervorgehoben wird dabei die Möglichkeit, in beliebige Rollen zu schlüpfen und im Schutz von Anonymität und spielerischem Umgang soziale Kontakte zu knüpfen:

Das Netz bietet eine ideale Möglichkeit jederzeit, einfach, anonym und ohne groß Hemmungen überwinden zu müssen mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Man kann sich selber so darstellen, wie man sich das immer gewünscht hat, sich in der Fantasie ein Traumgegenüber aufbauen und sich natürlich auch verlieben. Es kommt dazu, dass man letztlich mit seinen Aussagen oder seinem Verhalten nicht konfrontiert wird, da man jederzeit die Möglichkeit hat sich wieder auszuloggen. (Q 46, Abs. 8).

Diese Möglichkeiten würden, so diese These, gerade auf Menschen mit bereits vorhandenen psychosozialen Problemen eine große Anziehungskraft ausüben (im Beitrag des Weser-Kurier ist explizit von einem ‚Sog‘ die Rede, den die ‚transzendente Erfahrung‘ ausüben würde). Als Ursache des Problems wird mithin das

Zusammentreffen einer bereits vorhandenen psychischen oder psychosozialen Störung bzw. Anfälligkeit mit den spezifischen Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten der Neuen Medien angesehen – ein Modell, in dem das Internet, entgegen den expliziten Distanzierungen in vielen Dokumenten, letztlich doch als zumindest potentielle Gefahrenquelle konturiert wird.

Die Bewertung der Internetsucht ist – neben der impliziten Feststellung durch die Verwendung des Sucht-Suffix im Problemnamen – bereits explizit durch die Auflistung der unterschiedlichen negativen Folgen in der Problembeschreibung gegeben. Folgen wie Zerstörung der Familie, psychische oder körperliche Erkrankung und Arbeitslosigkeit, sind nach den in unserer Gesellschaft dominierenden Maßstäben eindeutig als ‚Schäden‘ anzusehen. *„Menschen sollen Arbeit haben, in geordneten ökonomischen Verhältnissen leben und gesund bleiben. Die hier zugrunde liegende Werteordnung kann als bekannt – und als geteilt – vorausgesetzt und muß deshalb nicht näher erläutert werden.“* (Schetsche 2000: 140). Und genau so verhält es sich auch im Falle der Internetsucht.

Auffällig am Problemmuster ist, dass es keine abstrakten Problemlösungen kennt. Dies ist in Hinblick auf das von uns verwendete theoretische Modell ein durchaus erklärungsbedürftiges Ergebnis der Musteranalyse. Unsere erste Vermutung ist hier, dass aufgrund der angenommenen Ursachen des Problems eine generelle Lösung nur auf zwei Forderungen basieren könnte, die beide für die Gesamtheit der Akteure inakzeptabel sind (und deshalb nicht artikuliert werden): die ‚Stilllegung‘ des Internet oder der präventive Ausschluss von Individuen mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen von der Nutzung. Überraschender ist da schon, dass auch weniger weit gehende Lösungsvorschläge (wie z.B. die technisch durchaus machbare Beschränkung des zeitlichen Zugangs zum Netz)²⁸ nicht einmal in Erwägung gezogen werden. Dies deutet darauf hin, dass die impliziten Nutzungsgebote der Mediengesellschaft (hier die Regel, jederzeit ‚online‘ und damit erreichbar zu sein) auch von denjenigen akzeptiert werden, die einzelne Medientypen als risikant einschätzen. Dieser normativ-ideelle Zusammenhang scheint uns in diesem Falle bedeutsamer als die pauschale Annahme (etwa bei Schetsche 1996: 76), manche Akteure seien – als sekundäre Problemnutzer – ohnehin nicht übermäßig an der Beseitigung von Problemlagen interessiert.

An konkreten Handlungsanleitungen zur individuellen Bekämpfung hingegen scheint es dem Problemmuster nicht zu mangeln. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich hier jedoch, vielleicht aufgrund der noch kurzen Problemkarriere, ein nur wenig ausdifferenziertes Bekämpfungsszenario: Wie bei vielen suchtbezogenen Problemen ist auch hier der erste Schritt die (Selbst-)Beobachtung der potentiell gefährdeten Subjekte. Vielnutzer der Netzwerkmedien, aber auch deren Angehörige und

Arbeitskollegen sollen auf das Vorliegen der in den entsprechenden Listen genannten Symptome achten. Um potentiell Betroffenen diese Aufgabe zu erleichtern, sind ‚Selbsttests‘ entwickelt worden, die über das Internet zugänglich sind (z.B. Q 80). Das soziale Umfeld hingegen wird auf einzelne (äußerlich erkennbare) Symptome verwiesen, denen das besondere Augenmerk gelten muss. Dies gilt auch für die Mitarbeiter professioneller Beratungsstellen (z.B. gegen Suchtgefahr) und für niedergelassene Psychotherapeuten.

Wenn die Deklaration als Problemopfer erst einmal erfolgt ist, finden sich – gerade auch wieder im Internet selbst – eine ganze Reihe von Tipps zur ‚ersten Hilfe‘: den Computer an einem von den übrigen Familienmitgliedern gut kontrollierbaren Bereich aufbauen, über die Internetnutzung genau Buch führen, Dauer und Ziele der einzelnen Internetsitzungen im Voraus festlegen usw.

Entsprechend der ätiologischen Annahme der Problembeschreibung, die hinter den meisten Fällen von Internetsucht eine psychische oder psychosoziale Störung vermutet, wird eine individuelle ‚Selbsthilfe‘ von vielen professionellen Akteuren jedoch für unzureichend gehalten. Entsprechend der Zugehörigkeit des jeweiligen Autors zu der einen oder anderen Akteursgruppe wird entweder für die Inanspruchnahme professioneller psychologischer Beratung oder für den Besuch einer fachlich betreuten Selbsthilfegruppe geworben. Den Kontakt zu letzterer kann der Betroffene auch wiederum via Internet herstellen.

Die affektiven Bestandteile des Musters sind unmittelbar mit den detaillierten Listen möglicher Schäden verbunden, die den Rezipienten von der großen Gefährlichkeit des Problems überzeugen sollen. Eine besondere Rolle kommt hier außerdem der Verwendung extremer und personalisierter Fallbeispiele zu, die das Problem – in der Tradition der ‚human touch‘-Berichterstattung – (mit-)menschlich erfahrbar machen. Auch Hinweise auf ein großes ‚Dunkelfeld‘ und die Drohung einer zunehmenden Ausbreitung des Problems tragen zur affektiven Aufladung der Problemwahrnehmung bei. Die Bedeutung solcher Aussagen als Diskursstrategien wird uns später noch beschäftigen.

5. Kollektive Akteure und ihre Diskursstrategien

Bereits aus unserer Skizze der Problemgeschichte ging hervor, dass der öffentliche Diskurs über Internetsucht im Wesentlichen von zwei Typen von Akteuren getragen wird: Experten und Betroffene. Andere Akteure, wie Advokaten oder staatliche bzw. intermediäre Instanzen spielen bislang hingegen nur eine nachgeordnete Rolle.²⁹ Wenn wir uns die beiden dominierenden Akteure im Folgenden etwas genauer anschauen, sollen zwei – auch theoretisch bedeutsame (vgl. Schetsche 1996: 41-50;

85-95) – Aspekte im Vordergrund stehen: die akteurspezifischen Eigeninteressen und die Diskursstrategien, derer diese Akteure sich zur Durchsetzung ihrer Problemwahrnehmung bedienen.

Bei den Experten, die sich am Diskurs über Internetsucht beteiligen, handelt es sich überwiegend um Vertreter zweier Professionen, Psychologen und Psychiater. Ihr Einfluss spiegelt sich nicht zuletzt in der starken psychologisch-psychiatrischen Ausrichtung des Problemmusters wieder.

Auffällig beim hier untersuchten expertischen Diskurs ist zunächst ein offensichtlicher Mangel an eigenem klinischen Material. Viele der von den Experten präsentierten Fallbeispiele stammen aus massenmedialen Veröffentlichungen (Q 4, Abs. 2; Q 5, S. 106; Q 7, Abs. 8; Q 11, S. 1; Q 26, Kap. 1). Die Fälle werden weitgehend kritiklos adaptiert. Dabei wird oftmals nicht einmal der – für die Massenmedien ja durchaus funktionale – emotionalisierende Duktus der Darstellungen verändert.³⁰ Auch Listen der typischen Symptome oder Warnzeichen gehen in aller Regel nicht auf eigene empirische Untersuchungen oder die klinische Arbeit mit Patienten zurück, sondern werden ebenfalls aus den massenmedialen Darstellungen entnommen. Zwar geben die Autoren regelmäßig zu, dass sie nur das (massen-)mediale Bild der Internetsucht wiedergeben (können), nach einer kritischen Reflexion der dort üblichen (und funktional nötigen) Dramatisierungs- und Skandalisierungspraxis sucht man allerdings vergebens. Selbst die Frage, ob Internetsucht eine „Erfindung der Medien“ sei oder ein „reales psychologisches Problem, dessen sich Psychologen, Pädagogen und Suchttherapeuten annehmen sollten“ (Q 11, S. 2), erweist sich letztlich als eine rein rhetorische, die bereits durch die Entscheidung, sich im Rahmen eines Fachaufsatzes dieses Themas anzunehmen, beantwortet ist.³¹

Die Art des Vorgehens und die Modi der Darstellungen bestätigen für die Internetsucht die These, dass Akteure der Fachöffentlichkeit sich oftmals der gleichen Durchsetzungs- und Absicherungstechniken bedienen wie die Massenmedien (Schetsche 1996: 101). In einer Hinsicht übersteigt der Einsatz von Dramatisierungstechniken in der Fachöffentlichkeit hier sogar das massenmediale Maß: Nur in Fachaufätzen (Q 5, S.106; Q 7, Abs. 8, Q 45, Abs. 16) findet sich die These, dass Internetsucht die Betroffenen in letzter Konsequenz in den Selbstmord treiben kann – eine Behauptung, die mangels Beleg wohl eher in den Bereich der urbanen Legenden (vgl. Stehr 1997) verwiesen werden muss.

Auffällig ist schließlich, dass der Status der Internetsucht im expertischen Diskurs als eigenständige Störung zwar umstritten ist, dies der Anerkennung der Problemwahrnehmung unter den Fachleuten jedoch keinen Abbruch tut. Dies hängt damit zusammen, dass die Interpretation der Internetsucht als bloßes Symptom einer ‚dahinter liegenden‘ schwerwiegenden psychischen Störung eine Übernahme von

Behandlungskosten durch die Krankenkassen unabhängig davon sicherstellt, ob die Internetsucht selbst als behandlungsfähige Krankheit anerkannt wird oder nicht. Dies ist für die Akzeptanz durch eine Profession, die auf die Anerkennung von Leistungen durch die Krankenversicherungsträger angewiesen ist, ein kaum zu unterschätzender Vorteil, weil die finanziellen Gratifikationen dadurch vom konkreten Stand der Problemkarriere abgekoppelt werden. Der Streit um den Krankheitsstatus der Internetsucht selbst kann von dieser Gruppe deshalb weitgehend erwartungsoffen geführt werden. Ein konkretes (und übereinstimmendes) Interesse besteht lediglich daran, den Konnex zwischen Internetsucht und einer – behandlungsfähigen wie Behandlung benötigenden – Krankheit zu bewahren bzw. zunächst erst einmal diskursiv zu implementieren.

Die permanenten Hinweise auf die ‚massenmediale Datenbasis‘ des Experten-Diskurses machen deutlich, dass diese Akteursgruppe – zumindest im deutschsprachigen Raum – kaum als Problemdefinierer zu apostrophieren sein dürfte. Es scheint vielmehr so als hätte die Problemkarriere ihren Ausgangspunkt in den Massenmedien selbst genommen. Eine solche Annahme würde jedoch übersehen, dass wir es bei der Internetsucht mit einem Problem zu tun haben, bei dem – im Gegensatz zu älteren Annahmen³² – Betroffene eine zentrale Rolle bei der Definition des Problems gespielt haben.

Im hier untersuchten Fall hängt diese auffällig aktive Rolle von Betroffenen in doppelter Weise mit dem Problemgegenstand selbst zusammen: Das ‚suchterzeugende‘ Phänomen besteht ja in nichts anderem als der Nutzung einer Gruppe von Medien, die – im Gegensatz zu den klassischen Massenmedien – keine Unterscheidung zwischen Rezipienten und Produzenten von Informationen kennen.³³ Da die Voraussetzung des Opferstatus die häufige Nutzung des Mediums selbst ist, sind aufgrund der (sich aus der Vielnutzung zwar nicht stets, aber doch häufig ergebenden) hohen Nutzungskompetenz die meisten Problemopfer erstens in der Lage, sich nicht nur im Netz über ‚ihr Problem‘ zu informieren, sondern sie können auch selbst Informationen über den eigenen Opferstatus und das Phänomen allgemein in die Netzzirkulation einspeisen. Und zweitens bieten die Netzwerkmedien auf Grund ihrer (strukturell immanenten) Interaktivität hervorragende Möglichkeiten zur Gründung von Austausch-, Diskussions- und Aktionsgruppen – sei es in Form von Chatforen, Newsgroups oder virtuellen Gemeinschaften.

Im Gegensatz zu den vor der Verbreitung der Netzwerkmedien entstandenen Problemwahrnehmungen findet sich deshalb bei der Internetsucht eine große Zahl öffentlich zugänglicher Darstellungen, die von Betroffenen selbst verfasst worden sind. Wir haben den Eindruck, dass diese Gruppe sogar den im Internet geführten Diskurs dominiert³⁴. Die Beiträge von Betroffenen bestehen überwiegend aus per-

sönlichen Erfahrungsberichten, Zitaten aus fremden – insbesondere auch massenmedialen – Darstellungen und generalisierenden Statements zum Thema. Neben dem Interesse am Meinungs- und Erfahrungsaustausch mit anderen selbstdeklarierten Betroffenen sind die Autoren und Autorinnen – nach eigenem Bekunden – vor allem von dem Wunsch motiviert, die Nutzerschaft insgesamt vor den Gefahren der Internetsucht zu warnen oder den Problemopfern zu helfen, die sich ihres Betroffenstatus noch nicht bewusst sind.³⁵

Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Internetseiten von Selbsthilfegruppen zu, die als Diskussionsforum, Anlaufpunkt für Betroffene und Co-Betroffene sowie Informationsquelle für Experten und Massenmedien fungieren. Dass Psychologen und Psychotherapeuten sich bei Organisationen wie der HSO Rat holen, unterstreicht deren Kompetenz und erhebt deren Mitarbeiter – unabhängig von deren formaler Qualifikation – auf die Stufe der professionellen Experten.³⁶ Die fachöffentliche Anerkennung erhöht gleichzeitig die Chance einer Selbsthilfeorganisation, in den Genuss staatlicher und auch privater Gelder zur Förderung ihrer Arbeit zu kommen. Dies ist besonders wichtig, weil das – kaum in Frage zu stellende – Anliegen, anderen Betroffenen zu helfen, bei solchen Selbsthilfegruppen untrennbar mit dem Interesse an Erhalt und Expansion der eigenen Organisation verschmilzt. Solche Akteure favorisieren entsprechend Bekämpfungsvorschläge, die auf der Gründung und (staatlichen) Unterstützung von Selbsthilfegruppen beruhen. Zur Verbreitung dieser Botschaft bedienen sich diese Gruppen dabei derselben Diskursstrategien, wie wir sie auch in der fachöffentlichen und massenmedialen Berichterstattung finden. Letztlich geht es darum, die öffentliche Problemwahrnehmung so zu konturieren, dass die Selbsthilfegruppen als wirksamstes Mittel im Kampf gegen die Sucht erscheinen:

Die bisher noch in Grauzonen verschwindende Zahl von Betroffenen lichtet sich täglich und inzwischen greift unsere Hilfe, in dem wir reale (!) Anlaufstellen für Betroffene anbieten, wenn uns die Hilfesuchenden mitteilen, dass sie nun ‚wie erlöst‘ über ihr Problem sprechen können und beispielsweise einen neuen Ansatz für ihre Partnerschaft gefunden haben. Leider ist das aber oftmals schon zu spät, denn jahrelange Ignoranz der Gesellschaft hat es verhindert, das Onlinesüchtige über ihr Problem sprechen konnten oder Angehörige darauf aufmerksam wurden. (Q 42, Abs. 4)

6. Alternativdeutungen und Gegendiskurse

Nur ausnahmsweise erlangt eine Problemwahrnehmung in einer Gesellschaft hegemonialen Status³⁷. Üblicherweise findet die empirische Untersuchung eines Problems sowohl Alternativdeutungen als auch Gegendiskurse vor. Während erstere die Problemwahrnehmung zwar bestätigen, sich zur Beschreibung des Problems aber eines alternativen Deutungsmusters bedienen, stellen letztere den Problemcharakter des Phänomens selbst in Frage, in dem sie entweder die Existenz des Phänomens selbst oder dessen Bewertung in Frage stellen (vgl. Hilgartner/Bosk 1988: 62; Gamson 1988: 167-169; Schetsche 1996: 98). Wie bereits erwähnt, besteht in der Beschreibung des Sachverhalts eine recht große Übereinstimmung, weshalb es bei der Internetsucht primär um Diskrepanzen in der Beurteilung des Phänomens geht.

Im hier untersuchten Fall lassen sich in der (fach-)öffentlichen Diskussion im deutschsprachigen Raum sowohl eine Alternativdeutung als auch ein Gegendiskurs identifizieren. Beginnen wir mit ersterer. Seit Beginn der Debatte wird von einigen psychologischen Experten in der Fachliteratur die Auffassung vertreten, dass es sich bei der Internetsucht nicht um ein eigenständiges neues Problem, sondern lediglich um die Folgeerscheinung anderer, bereits lange bekannter psychischer Erkrankungen handelt. Die suchtförmige Nutzung des Internet erscheint in dieser Deutung lediglich als Symptom einer tieferliegenden psychischen Störung. Der Internetsucht sollte deshalb nach Auffassung dieser Autoren keine so große öffentliche Aufmerksamkeit geschenkt werden, wie dies momentan der Fall ist. Trotz dieser Vorbehalte werden die Problemhaftigkeit des Phänomens und die Notwendigkeit einer Behandlung – wenn auch in erster Linie der primären Störung – bejaht. Wir hatten bereits darauf hingewiesen, dass diese Diskrepanz in der psychologisch-psychiatrischen Einordnung des Phänomens hinsichtlich der Frage der Zuständigkeit der entsprechenden Professionen für die Behandlung von Betroffenen konsequenzlos ist.

Anders sieht dies bei dem Gegendiskurs aus, der den Problemcharakter des Phänomens selbst in Frage stellt. Für einige psychologische Experten ist die ‚übermäßige‘ Nutzung der neuen Medien ein Verhalten, das hauptsächlich Neueinsteiger betrifft. In aller Regel stelle sich jedoch schnell eine Übersättigung ein, so dass das Interesse an den neuen Medien sich gleichsam von selbst wieder ‚normalisiere‘. Hier wird zwar der dominierende Problemdiskurs mit seinen ‚Übertreibungen‘ kritisiert, die Möglichkeit jedoch nicht ausgeschlossen, dass es in Einzelfällen (!) über einen längeren Zeitraum zu einer Extremnutzung mit suchartigen Symptomen kommen kann. Einen echten Gegendiskurs führen hingegen Experten, die überwie-

gend aus dem Bereich der Informatik und der Telekommunikation kommen, und aus ökonomischen und beruflichen Gründen ein vehementes Interesse an einem positiven Image der Neuen Medien in der Öffentlichkeit haben. Diese Gruppe akzeptiert zwar die exzessive Nutzung der Netzwerkmedien als Tatsache, bezweifelt aber, dass ein solches Verhalten schädliche Auswirkungen hat und gegen die Wertordnung der Gesellschaft verstößt. Ein exemplarisches Beispiel:

Ich denke es ist falsch, die Leidenschaft ‚digital‘ und online (im Internet) zu sein, eine ‚Sucht‘ zu nennen. Dauernd werde ich von Eltern gefragt, was sie tun sollen, wenn ihr Kind täglich sechs Stunden im Internet verbringt. Aber ich werde nicht gefragt, wenn ein Kind täglich sechs Stunden Bücher liest. Die Wahrheit ist, ein Kind sollte gar nichts sechs Stunden täglich tun. Leidenschaft ist eines der fundamentalsten Elemente des Lernens. Die digitale Welt gibt uns so viele neue Möglichkeiten, und für viele können Kinder sich leidenschaftlich begeistern. Es macht keinen Sinn über das Internet zu sprechen, als wäre es eine Droge. (Q 83, Abs. 3).

Solche abweichenden Auffassungen sind im Rahmen des Kokonmodells für die empirische Analyse von Problemwahrnehmungen von besonderer Bedeutung, weil ihr Fehlen den analytischen Zugang zum sozialen Sachverhalt erschweren würde: Aus der vollständigen diskursiven Abschließung des Wahrnehmungskokons resultiert regelmäßig auch ein normativer Geltungsanspruch des Problemwissens. Dies kann im hier untersuchten Fall allerdings nicht behauptet werden. Auch wenn das vorgestellte Problemmuster den öffentlichen Diskurs dominiert, steht für eine komparatistische Sachverhaltsuntersuchung eine ausreichende Zahl von Quellen zur Verfügung. Nach der im Rahmen der relativistischen Problemtheorie eingeführten Unterscheidung haben wir es bei der Internetsucht dabei eher mit einem realen als einem virtuellen Problem zu tun: Sowohl die Existenz des Internet selbst – diesen Konsens hatten wir bereits im ersten Kapitel betont – als auch dessen exzessive Nutzung durch einen (größenordnungsmäßig allerdings umstrittenen) Teil der Personen mit Internetzugang wird von allen Akteuren anerkannt. Keine Einigkeit hingegen besteht in der Bewertung dieser Sachverhalte. Einige Experten bestreiten vehement den Problemstatus der intensiven Internetnutzung – und kritisieren entsprechend auch die Debatte über mögliche Bekämpfungsmaßnahmen. Beim gegenwärtigen Stand der Diskussion gehört die Internetsucht deshalb zur Gruppe der gesellschaftlich „umstrittenen“ Probleme (so bereits Beck-Gernsheim 1982).

7. Die (traditionelle) Öffentlichkeit

Wie oben dargelegt (vgl. Abbildung 1) berichten Tageszeitungen und Zeitschriften seit 1999 deutlich intensiver über die Internetsucht³⁸. In großer Einheitlichkeit wird dabei das Problemmuster so prozessiert wie es von Experten und Betroffenen entwickelt worden ist. Eine gesonderte Darstellung der Ergebnisse der Problemmusteranalyse für die Massenmedien können wir uns deshalb an dieser Stelle sparen. Wir möchten stattdessen die Darstellungsformen in den Mittelpunkt rücken.

Der Ökonomie der Aufmerksamkeit (vgl. Franck 1998; Rötzer 1998: 59-100) folgend ist die massenmediale Berichterstattung durch Emotionalisierung, Dramatisierung und Skandalisierung geprägt. Die verwendeten Strategien zur Weckung der Aufmerksamkeit der Rezipienten sind bereits von einer Vielzahl erfolgreicher Problemkarrieren am Ende des 20. Jahrhunderts bekannt (vgl. Schetsche 1996: 88-92).

So werden bei der Darstellung des Problems an prominenter Stelle – meist gleich zu Beginn des Beitrags – ein oder mehrere ‚typische Fälle‘ geschildert, bei denen die Konsequenzen intensiver Internetnutzung besonders schwerwiegend erscheinen:

Niemand ahnt, wie es mir geht. (...) Privat, nun, die Wahrheit ist, dass es kein Privatleben gibt, das außerhalb des Internets stattfinden würde. Ich bin jeden Abend irgendwo im Chat, schreibe E-Mails, spiele Onlinespiele. Freunde und Bekannte im realen Leben gibt es nicht mehr. (Q 27, Abs. 2).

Mein reales Leben wurde mir gleichgültig. (Q 39, Abs. 1).

Erzählungen aus subjektiver Warte der Betroffenen sollen dabei nicht nur durch Personalisierung das Mitgefühl der Rezipienten wecken – sie also wenigstens emotional zu Co-Betroffenen machen –, sondern durch die große ‚Authentizität‘ auch den Realitätsstatus der Erzählung verbürgen. Für die mediale Wirkung ist es dabei unerheblich, dass es sich in der Regel um fiktive Beispiele handelt (was schon daran zu erkennen ist, dass weitgehend identische Geschichten an unterschiedlichen Orten spielen) und die geschilderten Fälle selbst nach den Maßstäben der Selbsthilfegruppen eher extrem zu nennen sind.

Ihre besondere Wirkung entfaltet diese Strategie dadurch, dass die extremen Erzählungen als beispielhaft für die Gesamtheit der Fälle erscheinen – und zwar für eine Gesamtheit, die als überaus groß anzusehen ist. Mit Recht wird von den Produzenten der Massenmedien davon ausgegangen, dass in einem Zeitalter, in dem eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Themen um die Aufmerksamkeit des Publikums konkurriert, nur eine Notlage beeindrucken kann, bei der sich zahlreiche Be-

troffene finden. Hohe Betroffenenzahlen lassen sich dabei z.B. durch die Projektion der Ergebnisse nichtrepräsentativer Studien auf die Gesamtheit der Nutzer und Nutzerinnen suggerieren:

Betroffen sind Greenfields Untersuchungen zufolge 5,7 Prozent aller Internetnutzer. Bei weltweit schätzungsweise 200 Millionen Internet-Nutzern ließe sich dieser Wert auf 11,4 Millionen Betroffene hochrechnen. (Q 56, Abs. 2).

Als besonders bedrohlich erscheint die Situation, wenn zu den Millionen aktueller Opfer argumentativ noch die zukünftigen Betroffenen addiert werden, deren Zahl – wie fast immer in solchen Fällen – als dramatisch ansteigend prognostiziert wird. Angesichts der übereinstimmend prognostizierten hohen Zuwachsraten bei der Nutzung der Neuen Medien ist die behauptete Zunahme der absoluten Zahl der Betroffenen dabei durchaus einleuchtend.³⁹

Als Gewährsleute für das Ausmaß der Gefahr werden – namentlich meist ungenannt bleibende – „Fachleute“ ins Feld geführt. Und um auch sachlich unbedarfte Rezipienten Anteil am Drama nehmen zu lassen, werden Vergleiche mit bereits bekannten Süchten gezogen: Spielrausch, Alkoholismus, Drogenabhängigkeit. Durch diesen Anschluss an gesellschaftlich bereits anerkannte Problemmuster wird gleichzeitig die Wahrscheinlichkeit der kollektiven Anerkennung der Problemwahrnehmung erhöht.

Eine Schwierigkeit bei der Verbreitung dieser Problemdeutung liegt sicherlich darin, dass die Nutzung der Netzwerkmedien von einer zunehmenden Zahl von Rezipienten der Massenmedien als etwas sehr Alltägliches empfunden wird. Die Vorstellung von Menschen, die viele Stunden vor dem Computer sitzen, hat zunächst einmal wenig Schockierendes an sich. Solche de-dramatisierenden Alltagserfahrungen werden durch das Argument zu neutralisieren versucht, dass gerade in dieser scheinbaren Normalität die größte Gefahr liegt. Und auch das Fehlen schockierender Bilder von Opfern wird in einen Beleg für die besondere Gefährlichkeit des Phänomens zu verwandeln versucht:

Das Tückische an der Internetsucht ist, dass Betroffene schwerer zu erkennen sind als beispielsweise Raucher, deren Körper Nikotin braucht, oder als Kaufsüchtige, die regelmäßig mit vielen Tüten nach Hause kommen. (Q 76).

Nicht zuletzt wegen des Fehlens eingängiger Visualisierungen ist das Thema Internetsucht für die traditionellen Massenmedien schwer zu prozessieren.⁴⁰ So verwundert es nicht, dass die Untersuchung der massenmedialen Verbreitung dieser Problemwahrnehmung überwiegend problemunspezifische mediale Zurichtungen zu Tage fördert. Der einzige themenbezogene Aufmerksamkeitsfaktor ist die An-

schlussfähigkeit an andere Problemwahrnehmungen, die sich auf die Neuen Medien beziehen: Attacken auf die Netzwerke durch Hacker oder Computerviren, die Gefahren des Cyberterrorismus und nicht zuletzt die Verbreitung der Kinderpornographie, die gegenwärtig die öffentliche Agenda der Internetprobleme mit großem Abstand anführt (vgl. Schetsche 2002).

8. Fazit der empirischen Analyse – Konsequenzen für das theoretische Modell

Das Problemmuster der Internetsucht ist im Jahre 1994 im Internet selbst entstanden. Von dort findet es in den USA seinen Weg fast eben so schnell in die Fachöffentlichkeit wie in die traditionellen Medien. 1996 importieren psychologische Experten das Thema in den deutschsprachigen Raum. In der massenmedial konstituierten Öffentlichkeit Deutschlands erhält das Problem aber erst drei Jahre später Aufmerksamkeit, nachdem zwei größere empirische Studien eine weite Verbreitung des Problems auch in Deutschland behaupten. Von diesem Zeitpunkt an ist eine regelmäßige Berichterstattung der Massenmedien über Internetsucht zu beobachten. Eine alternative Deutung und ein Gegendiskurs sind vorhanden, allerdings nicht sehr ausgeprägt. Außerdem finden sie außerhalb der Netzöffentlichkeit kaum Resonanz. Trotz einiger Institutionalisierungen der Problembekämpfung, insbesondere durch intermediäre Instanzen, kann Ende 2001 von einer staatlichen Anerkennung der Problemwahrnehmung oder gar staatlichen Handlungsplänen nicht die Rede sein.

Während der bisherigen, erst wenige Jahre dauernden Problemkarriere ist das Problemmuster selbst auffällig konstant geblieben. Die inhaltliche Darstellung in der Fachöffentlichkeit, den Massenmedien und dem Internet weist keine nennenswerten Unterschiede auf. Bis auf Vorschläge zu abstrakten Problemlösungen enthält das prozessierte Muster alle Elemente, die nach dem Kokonmodell sozialer Probleme zu erwarten gewesen wären. Bezüglich der Darstellungsformen fällt auf, dass sich die von den Akteuren in den genannten drei Öffentlichkeiten angewandten Diskursstrategien nur wenig unterscheiden. Die Experten bedienen sich nicht nur der in den Massenmedien üblichen Skandalisierungen, sondern benutzen zur Aufmerksamkeitssteigerung auch die dramatischsten Fallbeispiele. Dieses Phänomen der Angleichung von massenmedialen und fachöffentlichen Darstellungsweisen ist bereits von anderen Thematisierungen her bekannt (vgl. Lamnek 1987; Schetsche 1996: 100-105).

Außergewöhnlich am hier untersuchten Problem ist hingegen, dass neben den psychologisch-psychiatrischen Experten, die insbesondere an der gesellschaftlichen Anerkennung ihrer Zuständigkeit für die Behandlung der Problemopfer interessiert

sind, die Betroffenen selbst eine wichtige Rolle bei der Formulierung der Problemwahrnehmung gespielt haben. Diese ungewöhnliche Akteurskonstellation hängt nach unserer Überzeugung unmittelbar mit dem Thema der Problematisierung zusammen: Gegenstand der Problemwahrnehmung ist die Nutzung einer Gruppe von Medien, die aufgrund ihrer strukturellen Merkmale für die Selbstorganisation von Betroffenen geradezu prädestiniert ist.⁴¹

Die besondere Bedeutung von Netzwerkmedien in diesem Zusammenhang liegt darin begründet, dass deren ‚Content-Produktion‘ nicht den Regeln einer primär ökonomisch verbürgten Aufmerksamkeitslogik gehorcht. Das Netz bietet vielmehr jedem Nutzer ganz unabhängig von seinen spezifischen Interessen (die auch finanzieller Art sein können) und unabhängig von seiner ökonomischen und politischen Macht die Chance, eigene Themen in die Netzzirkulation einzuspeisen und damit öffentliche Aufmerksamkeit zu erringen. Und zwar eine Aufmerksamkeit, die sich – wie das Beispiel Internetsucht zeigt – langfristig nicht auf die Netzöffentlichkeit beschränken muss.

Und genau auf diese Weise ist das soziale Problem Internetsucht ‚in die Welt gekommen‘: durch ein Posting in einer Mailinglist im Jahre 1994 und eine daran anschließende heftige Diskussion unter Internetnutzern und -nutzerinnen. Wie oben dargestellt, erfolgte der ‚Import‘ in den deutschsprachigen Raum zwei Jahre später bereits fast zur selben Zeit durch Netzwerk- und Massenmedien. (Die These der zeitgleichen Übernahme ist dabei jedoch ein wenig irreführend, weil es zwar durchaus deutschsprachige Segmente im Internet gibt, die Diskurse in diesem Medien aber – in der Mitte der neunziger Jahre stärker noch als heute – weltweit organisiert waren. Deutschsprachige Nutzer und Nutzerinnen waren deshalb von Anfang an an der Debatte beteiligt.) Bis heute wird das Thema jedoch im Internet wesentlich intensiver und nachhaltiger diskutiert als in den Massenmedien.⁴²

Dass die Internetsucht überhaupt die ‚öffentlichen Arenen‘ (Hilgartner/Bosk 1988) erreicht hat, hängt nach unserer Einschätzung mit demselben Faktor zusammen, der das Phänomen auch aus problemtheoretischer Sicht interessant macht: Es handelt sich um ein soziales Problem, bei dessen Karriere die Netzwerkmedien eine dominierende Rolle spielen. Und ein Großteil der massenmedialen Aufmerksamkeit für dieses Thema speist sich unseres Erachtens genau aus dieser Tatsache: Da die Netzwerkmedien den Massenmedien inzwischen regelmäßig als Lieferant von Deutungen dienen, generierte der umfangreiche Netzdiskurs mit der entsprechenden ‚Content-Produktion‘ einen entsprechenden massenmedialen Thematisierungsreflex.⁴³

Die spezifische Struktur der Netzwerkkommunikation – sie kennt keine prinzipielle Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem und lebensweltlichem Diskurs

– erklärt nicht nur die große Bedeutung, die Betroffenen und anderen ‚Laien‘ bei der Definition dieses Problems zugekommen ist, sondern sie erleichtert auch das Zusammentreffen (und das Zusammenspiel) von Akteuren, die traditionell in unterschiedlichen Öffentlichkeiten agieren. Experten tauschen sich im Netz direkt mit Laien aus, geben professionellen Rat ebenso wie sie sich praktischen Rat der Laienexperten holen und die Erfahrungsberichte der Betroffenen rezipieren. Ein solcher ‚Internetdiskurs‘ ermöglicht zwar aus Sicht der Experten die schnelle Anhäufung einer großen Menge von Fallmaterial, beseitigt gleichzeitig aber die Barrieren zwischen lebensweltlichem und wissenschaftlichem Wissen und – wie gerade der Beginn unserer Problemkarriere zeigt – auch zwischen ernst gemeinter und scherzhaft-ironischer Kommunikation. Diese Verschränkungen in der Wissensproduktion und -distribution haben der Karriere des Problems Internetsucht außerordentlich genützt.

Anmerkungen

- 1 Wir benutzen die übergreifende Kategorie ‚Netzwerkmedien‘ zur analytischen Bezeichnung der Gesamtheit der Medien, bei denen die Informationsübertragung auf dem – netzwerkförmigen – Zusammenschalten von Computern beruht.
- 2 Die theoretische Entwicklung der Soziologie sozialer Probleme mit ihrer Zweisplaltung in einen objektivistischen und einen konstruktivistischen Zweig kann hier nicht behandelt werden. Einen Überblick liefern Groenemeyer (1997: 23-69), Schetsche (2000: 17-25) und Schmidt (2000).
- 3 Den theoretischen Hintergrund für dieses Modell bilden verschiedene Versuche zur Integration der konkurrierenden Problemtheorien. Neben Hartjen (1977) und Jones et al. (1987) ist hier insbesondere Giesen (1983) zu nennen, dessen wissenssoziologischer Vorschlag – wie wir meinen zu Unrecht – auch in der deutschen Theoriedebatte weitgehend übersehen worden ist. Eine metatheoretische Begründung und wissenssoziologische Erweiterung des Kokonmodells bietet die relativistische Problemtheorie (Schetsche 2000).
- 4 Von einer solchen ‚Problemdeutung‘ zu unterscheiden sind zwei andere Interpretationen: Alternativdeutungen konstituieren den Sachverhalt zwar auch als soziales Problem, jedoch mit Hilfe eines differierenden Problemmusters; Gegendiskurse hingegen stellen die ‚Deutung-als-Problem‘ überhaupt in Frage – z.B. indem sie behaupten, der Sachverhalt würde gar nicht gegen die von der Gesellschaft postulierten Werte verstoßen.
- 5 In Anschluss an die Stufenmodelle von Blumer (1971) und Spector/Kitsuse (1977: 150-155) hat einer der Autoren (Schetsche 1996: 30-33), ein sechsstufiges Phasenmodell der Karriere sozialer Probleme entwickelt, das auf- und absteigende Phasenübergänge zulässt. Das Problem Internetsucht befindet sich nach diesem Modell in der Phase der öffentlichen Aufmerksamkeit. Wenn wir die im Rahmen der relativistischen Problemtheorie zur Prognose der Entwicklungschancen von Problemwahrnehmungen postulierten sieben Erfolgskriterien zugrunde legen (Schetsche 2000: 85-99), erscheint es unwahrscheinlich, dass die Internetsucht über diese Phase hinausgelangen und generelle staatliche Anerkennung erlangen wird.

- 6 Zur Unterscheidung des Konsenses über die behaupteten sozialen Sachverhalte vom Konsens über dessen Bewertung vergleiche aktuell Schetsche 2001.
- 7 Die Entwicklung der Internet-Nutzung wird in den untersuchten Quellen (vgl. Quellenverzeichnis), die überhaupt auf dieses Frage eingehen, weitgehend übereinstimmend geschildert. Die Existenz eines hegemonialen Diskurses zur Entwicklung der Internetnutzung verleiht den getroffenen Feststellungen de facto den Status nicht hintergebarerer Wahrheiten.
- 8 Als ‚Dienste‘ werden auf spezifischen Protokollen basierende Möglichkeiten des Datenaustausches zwischen Computern bezeichnet.
- 9 Unsere Geschichte der Problemwahrnehmung in Deutschland muss notgedrungen in höherem Maße auf Offline-Quellen rekurrieren, als es nach unserer Einschätzung des Gesamtdiskurses eigentlich sachlich geboten wäre: Eine Vielzahl von ‚historischen‘ Internetquellen (wie Postings in NewsGroups und Mailinglists oder WWW-Seiten) sind nachträglich nur mit unvertretbarem Ressourceneinsatz oder oftmals auch gar nicht mehr zu erheben. Unser Wissen über diese Debatten entstammt weitgehend den retrospektiven Darstellungen von Beteiligten oder professionellen Beobachtern.
- 10 Aus konstruktivistischer Sicht, der wir uns hier weitgehend anschließen wollen, ist die Geschichte eines sozialen Problems mit der Geschichte der gesellschaftlichen Problemwahrnehmung identisch (vgl. Blumer 1971).
- 11 Auch im deutschsprachigen Raum orientiert sich die Konstruktion der Internetsucht stark an derjenigen der Spielsucht. Auf die Ähnlichkeit im Verständnis zwischen diesen beiden ‚Süchten‘ wird auch in den untersuchten Quellen hingewiesen: „Internetsucht ist vergleichbar mit Spielrausch.“ (Q 76) – um nur ein Beispiel zu nennen. Ein systematischer Vergleich zwischen den Problemmustern und Konstruktionsprozessen dieser beiden sozialen Probleme kann von uns an dieser Stelle jedoch nicht geleistet werden.
- 12 Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (4th ed.), herausgegeben von der American Psychiatric Association 1994.
- 13 Die Nummerierungen beziehen sich auf das Quellenverzeichnis im Anhang.
- 14 1998 veröffentlichte sie diese Ergebnisse in ihrem Buch „Caught in the Net“ (Q 25), das in den USA zum Bestseller wurde (s. Q 38). In diesem Buch beschreibt sie außerdem ihre therapeutische Arbeit mit Internetabhängigen und deren Angehörigen – eine Behandlung, die hauptsächlich via Internet stattfindet. Speziell zu diesem Zweck hat sie eine ‚virtuelle Klinik‘ gegründet: das Center for Online Addiction (s. Q 33). Das genannte Buch erschien 1999 in deutscher Sprache.
- 15 Wir verlassen hier die englischsprachige Bühne und rekonstruieren in den folgenden Kapiteln ausschließlich den Problemdiskurs im deutschsprachigen Raum, dem die von uns gesammelten und systematisch ausgewerteten Dokumente entstammen.
- 16 Müller stellt Internetsucht als ein ausschließlich Männer betreffendes Phänomen dar, als dessen Ursache er „die anerzogene Unsicherheit in der männlichen Geschlechtsrolle aufgrund des Fehlens männlicher Bezugspersonen in der frühen Kindheit“ (Q 15, S. 38) ansieht. Diese Erklärung spielt im späteren Diskurs über Internetsucht allerdings keine Rolle mehr.
- 17 Er wurde 1997 zunächst im Internet veröffentlicht (Q 7), erschien aber noch im selben Jahr in der Zeitschrift „Psychologie heute“ (Q 7a) und wurde 1998 weitgehend unverändert im Sammelband „Psychologie im Internet“ (Q 7b) nachgedruckt
- 18 Zimmerl bevorzugt den Terminus „Pathologischer Internet-Gebrauch (PIG)“ und vergleicht dieses Phänomen mit Spielsucht und Arbeitssucht (Q 26, Kap. 3).

- 19 Auch Seemann und Hegerl erstellten einen eigenen Kriterienkatalog zur Diagnose von Internetsucht. Die Unterschiedlichkeit der in den einzelnen Studien verwendeten Kriterien macht ein zentrales Problem der Vergleichbarkeit der empirischen Untersuchungen aus.
- 20 Der 1998 gegründete Verein nahm im Untersuchungszeitraum in Deutschland eine herausragende Stellung ein. Dass der Verein Ende April 2001 seine Arbeit eingestellt hat, deutet darauf hin, dass die Internetsucht ihren Karrierhöhepunkt zu diesem Zeitpunkt bereits überschritten hatte. Das vom Verein gegründete Internetforum (unter www.onlinesucht.de) existiert allerdings weiter.
- 21 Die Graphik zeigt das Ergebnis einer Stichwortrecherche (Stichworte: Internetsucht, Internet-Sucht, Internetabhängigkeit, Internet-Abhängigkeit, Onlinesucht, Online-Sucht und Pathologischer Internet-Gebrauch) mit Hilfe des Internet-Suchdienstes "GBI the contentmachine" (www.gbi.de) unter der Rubrik Tages- und Wochenpresse am 24.03.01. Die angezeigten Treffer (Artikel) stammen aus folgenden Magazinen und Zeitungen: Allgemeine Zeitung Mainz, Börsen-Zeitung, Bonner General-Anzeiger, Darmstädter Echo, FAZ Frankfurter Allgemeine Zeitung, Focus, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Frankfurter Rundschau, Frankfurter Neue Presse, Kölner Stadtanzeiger, Leipziger Volkszeitung, Mitteldeutsche Zeitung, NZZ Neue Zürcher Zeitung, Der Spiegel, Stuttgarter Zeitung, taz, Oberösterreichische Nachrichten, Wiesbadener Kurier und Die Woche.
- 22 Es handelt sich um eine Variante der ‚soziale Deutungsmuster‘ genannten Formkategorie kollektiven Wissens. Eine umfassende theoretische Bestimmung dieser Kategorie findet sich bei Plaß/Schetsche 2001.
- 23 Das Fehlen des Merkmals „abstrakte Problemlösungen“ ist keine Besonderheit des ausgewählten Artikels, sondern im Gegenteil typisch für das hier untersuchte Problem.
- 24 In einigen psychiatrisch orientierten Quellen wird außerdem die Bezeichnung „Pathologischer Internet-Gebrauch“ favorisiert.
- 25 Insbesondere bleibt – falls diese Frage überhaupt thematisiert wird – umstritten, ob die genannten Verhaltensmerkmale, Selbstwahrnehmungen und Zuschreibungen kausale Folge der Internetsucht, Bestandteile einer entsprechenden Erkrankung oder lediglich Störungssymptome sind. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass der ätiologische Status der ‚Sucht‘ unter den Experten umstritten ist.
- 26 Es bleibt die Ausnahme, wenn Hahn und Jerusalem (Q. 11. S. 7) Internetsucht „vornehmlich als Jugendproblematik“ ansehen – diese Beschreibung der Risikogruppe hat sich nicht durchgesetzt
- 27 Allerdings gelten Männer überwiegend als primäre Risikogruppe; nur zwei Quellen (Q 76, Abs. 3 und Q 58, Abs. 1-5) berichten, dass Frauen häufiger betroffen seien.
- 28 Bereits Mitte der neunziger, also vor dem Beginn der Problemkarriere, boten einige textorientierte MUDs ihren Nutzern die Möglichkeit, sich selbst für einen begrenzten Zeitraum aus der MUD-Welt auszusperrern.
- 29 Ein weiterer relevanter Akteurstyp, die Massenmedien, wird wegen seiner Sonderstellung ausführlich in einem späteren Abschnitt behandelt.
- 30 Als durchaus typisch kann hier die Darstellung von Hahn und Jerusalem (Q 11) gelten, die ihren – mit dem dramatisierenden Titel „Internetsucht: Jugendliche gefangen im Netz“ überschriebenen – Beitrag mit einem in der US-amerikanischen Presse regelmäßig kolportierten Fallbeispiel beginnen: *„Einer Mutter aus Florida wurde die Vormundschaft für ihre Kinder entzogen, nachdem der Richter sie für internetsüchtig erklärt hatte. Richter Jerry Locket sprach das Sorgerecht von Pam Albridges beiden Kindern im Alter von sieben und acht Jahren ihrem Ex-Ehemann zu ... Zeugen hatten ausgesagt, dass sich Mrs. Albridge nach ihrer Scheidung in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen hatte und von diesem Zeitpunkt die meiste Zeit mit ihrem*

- Computer im Internet zubrachte.*“ (Q 11, S. 1) Derselbe Fall – eher eine urbane Legende als ein Beleg – dient auch bei Zimmerl (Q 26, Kap. 1) als illustrierendes Beispiel.
- 31 Wie im Kapitel über die Problemgeschichte bereits berichtet wurde, haben einige der Experten auch eigene empirische Untersuchungen zur Verbreitung des Problems unter den Internet-Nutzern durchgeführt. Deren Ergebnisse weichen jedoch stark voneinander ab.
 - 32 Klassisch hier die These von Giesen (1983: 235): *„Die öffentliche Inszenierung sozialer Probleme in der öffentlichen Diskussion hat dann zwar viele Regisseure, aber eine einfache Dramaturgie: Sie geht aus von der Trennung zwischen Experten und Laien und schließt Betroffene als Laien von der Mitwirkung aus.“* (vgl. dazu Winter 1992: 40).
 - 33 *„Hingegen basieren Netzwerkmedien durchgängig auf dem Many-to-many-Prinzip: Alle Empfänger können auch Sender sein und sind dies regelmäßig auch. Die Kommunikationsstrukturen sind also polydirektional; sie können gemeinsame virtuelle Praxen einschließen, die einen neuartigen sozialen Raum, den Cyberspace, entstehen lassen. Unterscheidungen in Produzenten und Konsumenten sind hier nur temporärer oder gradueller, nicht jedoch prinzipieller Natur. Jeder Nutzer, der die Inhalte von Netzwerkmedien rezipieren kann, ist auch in der Lage, selbst neue Inhalte zu produzieren (und macht dies regelmäßig auch).“* (Schetsche 2002).
 - 34 Quantifizierende Aussagen über Netzquellen sind methodisch generell problematisch, weil in den Netzwerkmedien forschungspraktisch keine Grundgesamtheit von Dokumenten definiert werden kann. Aussagen beziehen sich deshalb immer nur auf die im Rahmen der jeweiligen Untersuchung mittels Suchmaschinen o.ä. ‚gefundenen‘ Quellen.
 - 35 Zur Rolle medialer Darstellungen für die Selbstdeklaration von Problemopfern vgl. Schetsche/Pläß 2000.
 - 36 Wie bei sozialen Bewegungen kommt auch hier der Gruppe der ‚Bewegungsprofessionellen‘ besondere Bedeutung zu: *„Dies sind Personen, die als Betroffene oder Laien-Advokaten begonnen haben und nach jahrelangem Engagement zu Vollzeit-Aktivisten geworden sind, die von der Bewegung oder ihr nahe stehenden Organisationen bezahlt werden. Zu ihren Aufgaben gehören die Planung und Organisation einzelner Kampagnen und die Anwerbung neuer AktivistInnen. Besonders engagiert sind sie nicht zuletzt deshalb, weil ihre berufliche Existenz vom Weiterbestehen der Bewegung abhängt.“* (Schetsche 1996: 49).
 - 37 *„Ein Problemmuster, welches alle konkurrierenden Deutungen aus der Öffentlichkeit zu verdrängen vermag und schließlich 'hegemoniale' Geltung erlangt, kann hinsichtlich des angenommenen Konsenskontinuums als Grenzfall eines relativ-realen Problems beschrieben werden: es findet sich in der Gesellschaft eine einzige Auffassung über die sozialen Sachverhalte und deren Bewertung.“* (Schetsche 2000: 166).
 - 38 Im Fernsehen hingegen fand das Thema, soweit wir unseren unsystematischen Beobachtungen glauben dürfen, bisher nur wenig Beachtung.
 - 39 ... es sei denn man ist ein Vertreter der abweichenden Deutung, die die ‚Internetsucht‘ für ein passageres Phänomen bei unerfahrenen Nutzern hält. Nach dieser Erklärung würden die Betroffenen zahlen zwangsläufig wieder sinken, wenn ein Großteil der Bevölkerung erst einmal mit dem Medium vertraut ist.
 - 40 Der Mangel an medienwirksamen Bildern ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass die Problemwahrnehmung bisher – so jedenfalls unser Eindruck – nur selten im Fernsehen prozessiert wird.
 - 41 Die Problemwahrnehmung verdankt damit ihre Karriere genau den sozialen Praxen, die Gegenstand ihrer kritischen Thematisierung sind – einleuchtender ließe sich die selbstreferentielle Verschränkung des Abbildenden mit dem Abgebildeten in medienbasierten Problematisierungsprozessen wohl kaum demonstrieren.

- 42 Diese Verteilung spiegelt sich auch im Verhältnis der massenmedialen Dokumente zu den Internetquellen wieder, die wir für unsere Analyse benutzt haben [72 zu 12]. Dabei täuscht dieses Verhältnis noch zu Gunsten der Massenmedien: Während für die Rekonstruktion des massenmedialen Diskurses alle über verschiedene Suchstrategien identifizierbaren Dokumente berücksichtigt wurden, musste bei den Internetquellen eine (wegen unbekanntem Grundgesamtheit unechte) Zufallsstichprobe benutzt werden. Es hätte ohne Schwierigkeiten ein Vielfaches an einschlägigen Internetdokumenten ausgewertet werden können.
- 43 „Die Massenmedien bedienen sich des hohen deutungsgenerierenden Potentials der Netzwerkmedien, wo sie selbst spezifische Deutungsmuster innerhalb ihres üblichen Produktionskontextes nicht zu erzeugen vermögen.“ (Schetsche 2000: 103 – FN 111).

Verzeichnis der ausgewerteten Quellen

1. Barhoum, S., 1999: Internet Addiction Disorder – macht das Internet süchtig? S. 159-167 in: H. Moosbrugger, J. Hartig/D. Frank (Hrsg.), *Psychologische Forschung im Internet. Möglichkeiten und Grenzen. Arbeiten aus dem Institut für Psychologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main.*
2. Batinic, B., 1997: Schwerpunktthema: Internetsucht.
URL: <http://www.psychol.uni-giessen.de/~Batinic/survey/um5.htm> (Zugriff: 01.11.00).
3. Davis, R. A., 1999: A Cognitive-Behavioral Model of Pathological Internet Use (PIU).
URL: <http://www.victoriapoint.com/pin.htm> (Zugriff: 01.11.00).
4. Döring, N., 2000: "Internet-Sucht" – "Online Addiction".
URL: <http://www.nicoladoering.net/media/sucht.htm> (Zugriff: 13.12.00).
5. Eichenberg, C./Ott, R., 1999: Suchtmaschine. Internetabhängigkeit: Massenphänomen oder Erfindung der Medien? c't 19: 106-111.
6. Federwisch, A., 1997: Internet Addiction? Nurseweek / Healthweek.
URL: <http://www.nurseweek.com/features/97-8/iadct.html> (Zugriff: 01.11.00).
7. Funke, J./Krüger, T., 1997: Macht das Internet süchtig?
URL: http://www.archmatic.com/glossar/z_netaddiction.html (Zugriff: 03.11.00).
- 7a Funke, J./Krüger, T., 1997: Macht das Internet süchtig? *Psychologie heute* 24(6): 68-69.
- 7b Funke, J./Krüger, T., 1998: Macht das Internet süchtig? S. 67-69 in: Funke, J./Krüger, T. (Hrsg.), *Psychologie im Internet. Ein Wegweiser für psychologisch interessierte User.* Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
8. Greenfield, D. N., 2000: The Net Effect: Internet Addiction and Compulsive Internet Use.
URL: <http://www.virtual-addiction.com/neteffect.htm> (Zugriff: 13.12.00).
9. Griffiths, M., 1998: Internet Addiction: Does it really exist? S. 61-75 in: Gackenbach, J. (Hrsg.), *Psychology and the Internet. Intrapersonal, Interpersonal, and Transpersonal Implications.* London: Academic Press.
10. Grohol, J. M., 1999: Internet Addiction Guide.
URL: <http://psychocentral.com/netaddiction/> (Zugriff: 01.11.00).
11. Hahn, A./Jerusalem, M., 2000: Internetsucht: Jugendliche gefangen im Netz.
URL: http://www.onlinesucht.de/internetsucht_preprint.pdf (Zugriff: 13.12.00).

12. Holmes, L., 1997: Pathological Internet Use. About the Human Internet.
URL: <http://mentalhealth.miningco.com/healthmentalhealth/library/weekly/aa092997.htm> (Zugriff: 01.11.00).
13. Informationsdienst Wissenschaft, 2000: Risikofaktoren für Internetsucht. Informationsdienst Wissenschaft vom 10.04.00.
URL: http://idw.tu-clausthal.de/public/pmid-19681/zeige_pm.html (Zugriff: 01.11.00).
14. King, S. A., 1996: Is the Internet Addictive, or are Addicts Using the Internet?
URL: <http://www.concentric.net/~astorm/iad.html> (Zugriff: 13.12.00).
15. Müller, J., 1996: Männerspezifische Suchtaspekte. Abhängigkeiten 2(2): 38-42.
16. Psychologie und Internet, 2000: Proseminar und Seminar, Wintersemester 1999/2000 von Prof. Rudolf Groner, Christian Weber und Miriam Dubi. Homepage des Lehrstuhls für Wahrnehmung und Kognition der Universität Bern.
URL: <http://visor.unibe.ch/WS00/Internet/index.htm> (Zugriff: 01.11.00).
17. Rauterberg, M., 1996: Süchtig nach dem Internet?
URL: <http://www.ipo.tue.nl/homepages/mrauterberg/publications/COMPINTE.pdf> (Zugriff: 01.11.00).
18. Schmidt, H./Zimmermann, T., 2000: Macht das Internet süchtig? Internetsucht und Online-Beratung. Semesterarbeit im Rahmen des Seminars „Psychologie und Internet“ bei Prof. R. Groner im WS 99/00.
URL: <http://visor.unibe.ch/WS00/Internet/protokolle/internetsucht.pdf> (Zugriff: 13.12.00).
19. Seemann, O./Stefanek, J./Quadflieg, N./Grebener, N./Kratzer, S./Möller-Leimkühler AM./Ziegler, W./Engel, RR./Hegerl, U., 2000: Wissenschaftliche Online-Umfrage zur Internet-Abhängigkeit. URL: <http://psychiater.org/internetsucht/studie.htm> (Zugriff: 01.11.00).
20. Stress und Sucht im Internet. Ein Projekt am PSILab der Humboldt-Universität zu Berlin, 2000: Presseinformation vom 10. April 2000.
URL: <http://psilab.educat.hu-berlin.de/ssi/presse.html> (Zugriff: 01.11.00).
21. Stress und Sucht im Internet. Ein Projekt am PSILab der Humboldt-Universität zu Berlin, 2000: Erste Befunde aus der Pilotstudie zur Internetsucht.
URL: <http://psilabeducat.hu-berlin.de/ssi/feedback.html> (Zugriff: 01.11.00).
22. Suler, J., 1999: The Psychology of Cyberspace – Computer and Cyberspace Addiction.
URL: <http://www.rider.edu/users/suler/psycyber/cybaddict.html> (Zugriff: 01.11.00).
23. Suler, J. 1998: Internet Addiction Support Group. Is There Truth in Jest?
URL: <http://www.rider.edu/users/suler/psycyber/supportgp.html> (Zugriff: 01.11.00).
24. Young, K.S., 1998: Internet Addiction: The Emergence Of A New Clinical Disorder. Paper presented at the 104th Annual Meeting of the American Psychological Association, Toronto, Canada, August 15, 1996.
URL: <http://www.netaddiction.com/articles/newdisorder.htm> (Zugriff: 01.11.00).
25. Young, K.S., 1998: Caught in the Net. How to Recognize the Signs of Internet Addiction – and a Winning Strategy for Recovery. New York: John Wiley & Sons.
26. Zimmerl, H.D./ Panosch, B./ Masser, J., 1998: „Internetsucht“ – Eine neumodische Krankheit?
URL: http://gin.uibk.ac.at/gin/freihhtml/chat_lang.htm (Zugriff: 01.11.00).
27. Ambühl, I., 1999: wwwwie gross ist die Suchtgefahr? Basler Zeitung vom 09.11.99.
URL: http://www.isps.ch/ger/stored_documents/HTML/230.html (Zugriff: 01.11.00).

28. Bock, P., 1999: Überdosis. Internet World vom 20.12.99.
URL: http://www.internetworld.de/iw/web_internetsucht.htm (Zugriff: 01.11.00).
29. Bodensee-Institut für therapeutische Ferien und Seminare, ohne Datum: Therapeutische Seminare für Computer- und Internetabhängige.
URL: <http://home.t-online.de/home/Oschwan/1comp.htm> (Zugriff: 01.11.00).
30. Böing, N., ohne Datum: Internetsucht. Macht das Internet krank. Online-Internetkurs von Norbert Böing. URL: <http://www.internetkurs.onlinehome.de/sucht.htm> (Zugriff: 01.11.00).
31. Bredow, R. von, 1999: Gefangen im Netz. Der Spiegel Nr. 42: 300-301.
32. BZ-Uni-Forum, 1997: Die Faszination des virtuellen Raums, in dem sich Menschen begegnen. Internetexperte Bernad Batinic über die Suchtgefahr im Cyberspace.
URL: <http://www.bz-online.de/web-forum/abenteuerinter/forum15.htm> (Zugriff: 01.11.00).
33. Center for On-Line Addiction, 1998-2000: Welcome to Netaddiction.com.
URL: <http://www.netaddiction.com/> (Zugriff: 13.12.00).
34. Com!-Online, 2000: Suche Hilfe im Bereich Onlinesucht! Das Sucht-Forum von Com!-Online vom 18.02.00. URL: <http://chat.com-online.de/perl/forum.pl?id=2317&mode=message=78> (Zugriff: 01.11.00).
35. Com!-Online, 2000: Internetsucht. Das Sucht-Forum von com!Online vom 01.11.00.
URL: <http://chat.com-online.de/perl/forum.pl?id=2317&mode=message=117> (Zugriff: 29.10.00).
36. Diakonisches Werk Freudenstadt, 2000: Suchtkrankenerbeit – Suchtberatung.
URL: <http://www.nats.de/privat/friku.alten/uebers.htm> (Zugriff: 01.11.00).
37. Fachkrankenhaus Nordfriesland, ohne Datum: Glücksspielsucht, Onlinesucht.
URL: http://www.spielsucht-therapie.de/gluecksspielsucht/onlinesucht_beratung.html (Zugriff: 01.11.00).
38. Focus Online, 2000: Cyber-Psychologie: Hilfe oder Hokusfokus? Focus Online vom 14.02.00.
URL: <http://focus.de/D/DD/DD142/DD142D/dd142d.htm> (Zugriff: 01.11.00).
39. Frewel, J., 1999: „Mein reales Leben wurde mir gleichgültig.“ Berliner Psychologen sind der Internet-Sucht auf der Spur. Rhein-Zeitung-Online vom 05.07.99.
URL: <http://rhein-zeitung.de/on/99.07.05/internet/news1.html> (Zugriff: 27.09.00).
40. Heise, O., 2000: Die Sitzenbleiber. Allegra 12: 163.
41. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Die erste Selbsthilfegruppe für Onlinesuchtgefährdete in der Bundesrepublik Deutschland.
URL: <http://www.onlinesucht.de/start.html> (Zugriff: 13.12.00).
42. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Kommunikation via Internet – Pro & Contra. URL: <http://www.onlinesucht.de/interview1.htm> (Zugriff: 13.12.00).
43. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Fragen und Antworten für eine Diplomarbeit. Interview mit Gabriele Farke vom 25.02.00.
URL: <http://www.onlinesucht.de/interview2.htm> (Zugriff: 13.12.00).
44. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Fragen und Antworten vom 05.03.00. URL: <http://www.onlinesucht.de/interview3.htm> (Zugriff: 13.12.00).
45. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Interview mit Hans D. Zimmerl vom 08.03.00. URL: <http://www.onlinesucht.de/interview4.htm> (Zugriff: 13.12.00).

46. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Interview mit Franz Eidenbenz vom 12.05.00. URL: <http://www.onlinesucht.de/interview6.htm> (Zugriff: 13.12.00).
47. HSO (Hilfe zur Selbsthilfe für Online-Süchtige e.V.), 2000: Interview mit Gabriele Farke vom 13.06.00. URL: <http://www.onlinesucht.de/interview5.htm> (Zugriff: 13.12.00).
48. Internetsucht – Krankheit oder nur ein neumodischer Trend unserer Gesellschaft?, 1998 (Private Internet-Seite ohne Autor). URL: <http://tntonline.com/personal/coockiemonster/internetsucht/> (Zugriff: 01.11.00).
49. Jörns, G., 1999: Alles Sucht? Telepolis vom 02.08.99.
URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/5138/1.html> (Zugriff: 01.11.00).
50. Jugend Hilft Jugend e. V., 2000: Sonderthema: “Internet-/Onlinesucht”. Jugend Hilft Jugend e.V. Hamburg. URL: <http://www.jugend-hilft-jugend.de/suchtinfo/internetsucht.html> (Zugriff: 01.11.00).
51. Kriener, M., 2000: Im Netz gef@ngen. taz vom 22.08.00.
URL: <http://www.taz.de/tpl/2000/08/22/a0093.nf/stext.Name,ask31659aaa.idx,0>
(Zugriff: 13.12.00).
52. Landesinstitut für Schule – Bremen – Germany, 1998: Suchtprävention / Informationen über Süchte: Internetsucht. LIS-Online.
URL: <http://www.lis.uni-bremen.de/wis/pd/suchtp/infoPool/internetsucht/default.html>
(Zugriff: 01.11.00).
53. Münchner Gesundheitsnetz, 2000: Mailingliste Internetsucht.
URL: <http://www.neurologen.org/maillinglisteinternetsucht.htm> (Zugriff: 01.11.00).
54. NWN, ohne Datum: Droge Internet. NWN.
URL: <http://home.nordwest-net/suchtberatung-suchtpraevention/seite9.htm> (Zugriff: 01.11.00).
55. Presstext.austria, 1999: Phänomen Internetsucht nimmt zu. Presstext.austria vom 30.09.99.
URL: <http://www.softsurf.com/allgemein/messages/1016.htm> (Zugriff: 01.11.00).
56. Reformierte Presse, 1999: Studie: Surfer sind suchtgefährdet. RPD vom 27.08.99.
URL: <http://www.refpresse.ch/agentur/meldungen/2623.htm> (Zugriff: 01.11.00).
57. Rhein-Zeitung, 1997: Wegen Internet-Sucht Sorgerecht für Kinder verloren. Rhein-Zeitung Online vom 24.10.97. URL: <http://rhein-zeitung.de/on/97/10/24/topnews/websorg.html>
(Zugriff: 15.12.99).
58. Rötzer, F., 1998: Internetsucht. Telepolis vom 16.12.98.
URL: <http://www.telepolis.de/deutsch/inhalt/te/1720/1.html> (Zugriff: 01.11.00).
59. Rötzer, F., 2000: Internetmanie. Telepolis vom 10.03.00.
URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/5890/1.html> (Zugriff: 01.11.00).
60. Rötzer, F., 2000: Aufmerksamkeit für die angebliche Internetsucht. Telepolis vom 13.09.00.
URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/auf/8715/1.html> (Zugriff: 16.11.00).
61. Rushkoff, D., 2000: Warum das Web wirklich so verführerisch ist. Telepolis vom 25.01.00.
URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/kolumnen/rus/5717/1.html> (Zugriff: 16.11.00).
62. Schmid, K. H., 1997: Gefahr aus dem Netz – Im Schlaraffenland der Informationen droht eine neue Sucht. Creative Media Productions. URL: <http://www.creativemedia.ch/jour/iad.html> (Zugriff: 01.11.00).
63. Schröder, B., 2000: Internet-Sucht. (Private Internet-Seite).
URL: <http://kreuzbund.t-data.com/Internetsucht.htm> (Zugriff: 01.11.00).

64. Spannaus, M., 1998: Internetsucht – Eine neue Studie. (Private Internet-Seite).
URL: <http://home.main-rheiner.de/newsreader/sucht.htm> (Zugriff: 01.11.00).
65. Spiegel, 1996: Gefahr aus dem Netz. In: Der Spiegel 27: 54.
66. Spiegel Online, 2000: Die Sucht online zu sein. Spiegel Online vom 11.09.00.
URL: <http://www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,92864,00.html> (Zugriff: 13.12.00).
67. Stange, P. 2000: Internetsucht und woran man sie erkennt. (Private Internet-Seite).
URL: <http://www.stange.net/internetsucht/internetsucht.html> (Zugriff: 01.11.00).
68. Suchtberatung, 1999: (Private Internet-Seite ohne Autor).
URL: <http://home.telebel.de/ravieze/HPInternet/Suchtberatung.html> (Zugriff: 01.11.00).
69. SVZ Online, 2000: Internetsucht. SVZ (Schweizerische Volkszeitung) Online.
URL: <http://www.svz.de/forum/netjunk/dr.html> (Zugriff: 01.11.00).
70. Tagblatt Online, 2000: Süchtige. Tagblatt Online vom 13.09.00.
URL: http://www.tagblatt.ch/sgt/online/o_detail.cfm?pass_id=4398002&bereich=o&suche01
(Zugriff: 01.11.00).
71. Toschner, D., 2000: Trend-Droge Internet? (Startseite zu einem Diskussionsforum). SVZ Online.
URL: <http://www.svz.de/forum/netjunk/index.html> (Zugriff: 01.11.00).
72. Walser, T., 1999: Sind Sie internetsüchtig? (Private Internet-Seite).
URL: <http://www.dr-walser.ch/sucht.htm> (Zugriff: 01.11.00).
73. Weber, D., 1998: Netzgeflüster. „Das ist Fortschritt, das ist Leben“. Fluch und Segen des Internets. NZZ Online.
URL: <http://www-x.nzz.ch/folio/netzgefluester/netz98/netz61.html> (Zugriff: 13.12.00).
74. Wegenast, J., 2000: Internet-Sucht. Medicine-Worldwide vom 01.09.00. URL:
http://www.medicine-worldwide.de/krankheiten/psychische_krankheiten/internetsucht.html
(Zugriff: 13.12.00).
75. Weser-Kurier, 1998: Führt Internet zu Sucht und Depression? Britische Wissenschaftler stellten Studie vor. Weser-Kurier 294 vom 16.12.98.
76. Weser-Kurier, 2000: „Internetsucht ist vergleichbar mit Spielrausch.“ Weser-Kurier 209 vom 08.09.00.
77. Weser-Kurier, 2000: Auch das Internet kann süchtig machen. Weser-Kurier 213 vom 12.09.00.
78. Winter, M-A., 2000: Das Internet zieht Süchtige in seinen Bann. teltarif vom 12.09.00.
URL: <http://www.teltarif.de/arch/2000/kw37/s3020.html> (Zugriff: 01.11.00).
79. Wrede, K., 1997: Sind sie ein Internet-Junkie? FirstSurf.
URL: http://www.firstsurf.com/t_wrede5.htm (Zugriff: 01.11.00).
80. Fellner, R. L., 1996-2000: Neigen Sie zur Computer- oder Internet-Abhängigkeit? Ein kleiner Selbsttest für „Computer-User“ und „Internet-Surfer“.
URL: www.psychotherapiepraxis.at/i_survey.phtml (Zugriff: 10.03.01).
81. Kestler, M., ohne Datum: Droge Internet. Eine neue Suchtkrankheit?
URL: <http://members.aol.com/idiot07/droge/cyber.htm> (Zugriff: 06.03.01).
82. Quinque, V. P., 2001: Bei 36 Stunden beginnt die Sucht. Main Rheiner (Onlinedienst vom Wiesbadener Kurier u.a.) vom 24.03.01.
URL: <http://www.main-rheiner.de/multimedia/sucht.php3> (Zugriff: 24.03.01).
83. Schmid, K. H., 1997: Online-Leidenschaft ist keine Droge.
URL: <http://www.creativemedia.ch/jour/negro.html> (Zugriff: 10.03.01).

84. Wiesbadener Tagblatt, 2001: Computer gehören auch dazu. Main Rheiner (Onlinedienst vom Wiesbadener Kurier u.a.) vom 08.03.01.
URL: http://www.main.rheiner.de/finden/objekt.phtml?artikel_id=381593 (Zugriff: 24.03.01).

Literatur

- Albrecht, G., 1990: Theorie sozialer Probleme im Widerstreit zwischen ‚objektivistischen‘ und ‚rekonstruktionistischen‘ Ansätzen. *Soziale Probleme* 1: 5-20.
- Beck-Gernsheim, E., 1982: Geburtenrückgang: Die wissenschaftliche Karriere eines politischen Themas. *Soziale Welt, Sonderband 1*: 243-274.
- Blumer, H., 1971: Social Problems as Collective Behavior. *Social Problems* 18: 298-306.
- ComCult Research, 1999: Teilnehmerzahlen und Wachstum des Internet.
URL: http://www.comcult.de/infopool/in_teiln.htm (Zugriff 24.12.1999).
- ComCult Research, 1999a: ComCult News.
URL: <http://www.comcult.de/ccr/news.htm> (Zugriff 24.12.1999).
- Forsa Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen mbH, 2001. URL: @Facts monthly, im Auftrag der SevenOne Interactive im August 2001.
URL: http://www.71i.de/download/get_file.phix/_facts_08_01.pdf?session=76433c444d44751280a4ed8609de40da&id=d8000527db78938f47851da04188b99e (Zugriff: 30.10.01).
- Franck, G., 1998: *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. München: Hanser.
- Gamson, W.A., 1988: Political Discourse and Collective Action. *International Social Movement Research* 1: 219-244.
- Giesen, B., 1983: Moralische Unternehmer und öffentliche Diskussionen. Überlegungen zu gesellschaftlichen Thematisierung sozialer Probleme. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 35: 230-254.
- Groenemeyer, A., 1997: *Die Konstitution sozialer Probleme in der modernen Gesellschaft*. Habilitationsschrift. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.
- Hartjen, C.A., 1977: *Possible Trouble. An Analysis of Social Problems*. New York: Praeger.
- Hazelrigg, Lawrence (1986): Is There a Choice Between ‘Konstruktionismus’ and ‘Objektivism’? *Social Problems* 33: 1-13.
- Hilgartner, S./Bosk, C.L., 1988: The Rise and Fall of Social Problems: A Public Arenas Model. *American Journal of Sociology* 94: 53-78.
- Jones, B.J./McFalls, J.A. Jr./Gallagher, B.J. III, 1987: Toward a Unified Model for Social Problems Theory. *Journal for the Theory of Social Behavior* 19: 337-356.
- Kitsuse, J.I./Spector, M., 1973: Toward a Sociology of Social Problems: Social Conditions, Value-judgments, and Social Problems. *Social Problems* 20: 407-419.
- Lamnek, S., 1987: Kriminalität als Gegenstand wissenschaftlicher Medien. Zwei Fachzeitschriften im Vergleich. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 70: 224-245.
- Merton, R.K. (1961): Social Problems and Sociological Theory. S. 697-737 in: Merton, R.K./Nisbet, R.A. (Hrsg.), *Contemporary Social Problems*. New York: Harcourt.
- Pläß, C./Schetsche, M., 2001: Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung* 3: 511-536.

- Rötzer, F., 1998: Digitale Weltentwürfe. Streifzüge durch die Netzkultur. München: Hanser.
- Scheerer, S., 1995: Sucht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schetsche, M., 1996: Die Karriere sozialer Probleme. Soziologische Einführung. München: Oldenbourg.
- Schetsche, M., 1998, Reale und virtuelle Probleme. Berliner Journal für Soziologie 8: 223-244.
- Schetsche, M., 2000: Wissenssoziologie sozialer Probleme. Grundlegung einer relativistischen Problemtheorie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schetsche, M., 2001: Metatheorie und Analyseprogramm – zum Doppelstatus der relativistischen Problemtheorie. Soziale Probleme 12: 28-44.
- Schetsche, M., 2002: Internetkriminalität. Daten und Diskurse, Strukturen und Konsequenzen. In: Stehr, J./Löschper, G. (Hrsg.), Zwischen Anomie und Inszenierung. Baden-Baden: Nomos (im Erscheinen).
- Schetsche, M./Plaß, C., 2000: Vom Zuschauer zum Betroffenen. Mediale Opferkarrieren. Telepolis. URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/auf/8765/1.html>.
- Schmidt, L., 2000: Varianten des Konstruktivismus in der Soziologie sozialer Probleme. Soziale Welt 51: 153-172.
- Simon, C. P., 2000: Die Geschichte des Internet. GEO Wissen 27 (Menschen und Kommunikation): 80-85.
- Spector, M./Kitsuse, J.I., 1977: Constructing Social Problems. Menlo Park: Cummings.
- Stehr, J., 1997: Sagenhafter Alltag. Über die private Aneignung herrschender Moral. Dissertation. Frankfurt am Main: Universität.
- Winter, T. von, 1992: Die Sozialpolitik als Interessensphäre. Politische Vierteljahresschrift 33: 399-426.
- Woolgar, St./Pawluch, D. (1985): Ontological Gerrymandering: The Anatomy of Social Problems Explanations. Social Problems 32: 214-227.

Susanne Walter, *Waterloostr. 45, 28201 Bremen*

E-mail: suwal@uni-bremen.de

Michael Schetsche, *IGPP, Wilhelmstr. 3a, 79098 Freiburg*

E-mail: schetsche@igpp.de